
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

April 4/2020

72. Jahrgang

Aus dem Inhalt

Thomas Föbel

Heute auferstehen

Überlegungen zur Glaubwürdigkeit, Plausibilität und Lebensrelevanz
des Auferstehungsglaubens

Wiebke Gilges

„Nun denn, meine Schwester, schweig still“ (2 Sam 13,20)

Frauenbilder im Alten Testament und MeToo-Debatte

Jens Ehebrecht-Zumsande

„Rendezvous mit der Bibel“

Ein Projekt der Bibelpastoral im Erzbistum Hamburg

PASTORALBLATT

Inhaltsverzeichnis

Petra Dierkes

Amazon uns wertvoller als Amazonas? 98

Thomas Föbel

Heute auferstehen

Überlegungen zur Glaubwürdigkeit, Plausibilität und Lebensrelevanz des
Auferstehungsglaubens 99

Clemens Rieger

Ist er's – oder ist er's nicht?

Österliche Tastversuche 105

Wiebke Gilges

„Nun denn, meine Schwester, schweig still“ (2 Sam 13,20)

Frauenbilder im Alten Testament und MeToo-Debatte 108

Jens Ehebrecht-Zumsande

„Rendezvous mit der Bibel“

Ein Projekt der Bibelpastoral im Erzbistum Hamburg 113

Erich Garhammer

„Roma locuta – causa non finita“

117

Andreas Heek

Katholische Männerarbeit als theologieproduzierender Ort

121

Rezensionen

Stefan Jürgens: Ausgeheuchelt

Jörg Ernesti: Leo XIII.

Hans Waldenfels: Wann, wenn nicht jetzt? 128



Liebe Leserinnen und Leser,

„Christus ist wahrhaft auferstanden“ – so lautet der österliche Gruß in der griechisch-orthodoxen Kirche und nennt damit das größte Glaubensgeheimnis wie den letzten Grund unserer Hoffnung in einem kurzen Bekenntnissatz. Was so einfach klingt, entzieht sich doch einer sofortigen und spontanen Annahme. Paulus hämmert die Botschaft in 1 Kor 15 geradezu ein, was auf hohe Widerständigkeit bei den Adressaten schließen lässt. Nach den Evangelien ist die Glaubensbereitschaft der Jünger/innen bei der Begegnung mit dem Auferweckten auch nicht gerade überwältigend. Und nach Matthäus ist für die Umwelt die plausibelste Erklärung des leeren Grabes ein Leichendiebstahl. So bleibt das Bedenken des Paschamysteriums und des Geheimnisses der Auferweckung

im Besonderen eine nicht endende Aufgabe von Verkündigung und Lebenspraxis. Hier ordnen sich die beiden ersten Artikel der Oster-Ausgabe des Pastoralblatts ein:

Der Fundamentaltheologe Akad. OR und Privatdozent **Dr. Thomas Föbel** von der Universität Bonn stellt in der beschriebenen Perspektive Überlegungen zu Glaubwürdigkeit, Plausibilität und Lebensrelevanz des Auferstehungsglaubens an. Was hat er mit der jeweiligen Gegenwart der bzw. des Glaubenden zu tun?

Auf der Basis eigener Erfahrungen mit der besonderen Form der Straßenexerzitien unternimmt **PR Clemens Rieger** aus Overath „österliche Tastversuche“ und gibt dem Osterglauben damit in sehr alltäglichen Begegnungssituationen einen Erfahrungsraum.

Der nächste Artikel bedeutet einen Themenschwenk. **Wiebke Gilges**, Referendarin an der Europaschule-Gesamtschule Langerwehe mit den Fächern Kath. Religion und Deutsch, stellt wichtige Erkenntnisse ihrer Bachelor-Arbeit an der TH Aachen zu Frauenbildern im AT angesichts der Me-Too-Debatte vor. Es ist schon überraschend, lernen zu müssen, dass die Exegese in der Benennung dessen, was biblisch Recht und Unrecht ist, am Beginn des letzten Jahrhunderts schon einmal deutlich weiter war als in den sich so fortschrittlich vorkommenden Folgejahren der 68er. Die Versuchung, Opfer zu Schuldigen zu stilisieren, ist nicht erst eine böse Masche von Missbrauchstätern und -täterinnen unserer Zeit.

Insofern die Heilige Schrift ständig zu genauer Lektüre und Infragestellung eigener verdrehter Perspektiven einlädt, indem sie mit der Perspektive Gottes konfrontiert, kann sie gar nicht genug gelesen und befragt werden im Rahmen der Pastoralen Veränderungsprozesse, die in der deutschen Bistumslandschaft laufen. Ein konkretes Beispiel dazu bietet **Jens Ehebrecht-Zumsande**, Leiter des Grundlagenreferates „Kirche in Beziehung“ in der Past. Dienststelle des Erzbistums Hamburg, indem er ein Projekt der Bibelpastoral seiner Erzdiözese vorstellt: „Rendezvous mit der Bibel“ ist der einladende Titel.

Mit dem Bernhard Welte-Zitat „Roma locuta – causa non finita, jetzt geht das Denken erst richtig los“ blickt der emeritierte Würzburger Ordinarius für Pastoraltheologie, **Prof. Dr. Erich Garhammer**, auf das nachsynodale Schreiben „Querida Amazonia“ und entwickelt zwölf Vorschläge für den Weg der Reform der Kirche nach der Amazonien-Synode. Sie ordnen sich ein in den Spagat, den PR Dr. Werner Kleine auf seiner Internet-Seite Dei Verbum zum Thema formuliert hat: „Die Kirche verträgt keine Revolutionen oder Reformationen, ohne sich zu zerteilen; sie muss sich aber weiterentwickeln. Wenn sie sich nicht weiterentwickelt, wird sie aufhören zu sein, ...“ (<https://www.dei-verbum.de/palin-palin/>).

Der Abschlussbeitrag wirft einen Blick auf die Bedeutsamkeit von Arbeit mit Männern als besonderer Aufgabe in der Pastoral. **Dr. Andreas Heck** von der Kirchl. Arbeitsstelle Männerseelsorge der DBK erstellt ein klares Profil von katholischer Männerarbeit auf der Basis des sog. Münsteraner Appells vom Februar 2020, verabschiedet von der Bundeskonferenz der Männerseelsorger und der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands.

Eine Stärkung des österlichen Glaubens gerade in Zeiten des unsere Grenzen aufweisenden Corona-Virus und damit gesegnete Ostern wünscht Ihnen von Herzen

Ihr 

Gunther Fleischer

Petra Dierkes

Amazon uns wertvoller als Amazonas?

Amazon ist eines der wertvollsten Unternehmen der Welt. Im vergangenen Jahr lag der Gewinn bei fast 12 Milliarden Dollar. Aus dem digitalen Buchhandel ist längst der größte digitale Handelskonzern der Welt geworden, Weltmeister in Sachen Logistik und Steuervermeidung. Weltweit schätzen Kunden den Service. Ein Klick und schon startet die gewünschte Musik oder mein Lieblingsfilm. Drei Klicks – und einen Tag später liegt das gewünschte Produkt vor der Haustür.

Amazonas ist eine der wertvollsten Regionen der Welt. 6,7 Millionen Quadratmeter wunderbare Schöpfung. Im vergangenen Jahr bedrohten Brände und Rodungen in ungeahntem Ausmaß die Sauerstofflung unseres Planeten. Wenn wir so weitermachen, werden nach Schätzungen der Weltbank schon 2025 etwa 75 % des Regenwaldes dauerhaft verloren sein. Als größten Regenwald der Erde sterben nicht nur Wald und Pflanzen – auch unzählige Tiere sind vom Aussterben bedroht.

Amazon und der Amazonas sind Synonyme. Sie stehen exemplarisch dafür, dass Mensch und Umwelt immer im Zusammenhang gesehen werden müssen. Der Zusammenhang zwischen Amazon und Amazonas ist weit größer als die sechs ersten gemeinsamen Buchstaben. Unsere Lebensgewohnheiten führen immer schneller zu Klimaveränderungen, die inzwischen längst

unübersehbar geworden sind. Unser unbändiges Konsumverhalten zerstört immer mehr unsere Lebensgrundlagen. Für nahezu alle Wissenschaftler ist es völlig unstrittig, dass der Mensch massiv in die Schöpfung eingreift und die natürlichen Lebensgrundlagen auf unserem Planeten grundlegend verändert. Wertvolle Ressourcen und Lebensräume sind bereits unwiderruflich zerstört. Papst Franziskus hat 2015 in seiner Umweltenzyklika „Laudato Si“ eindringlich auf diese Zusammenhänge hingewiesen: „Der Klimawandel ist ein globales Problem mit schwerwiegenden Umwelt-Aspekten und ernsten sozialen, wirtschaftlichen, distributiven und politischen Dimensionen; sie stellt eine der wichtigsten aktuellen Herausforderungen an die Menschheit dar!“ (LS 25).

Viele von uns wollten das damals oder wollen es bis heute nicht wahrhaben. Papst Franziskus hat klar und deutlich die Folgen unseres Konsumverhaltens benannt: „Die schlimmsten Auswirkungen werden wahrscheinlich in den nächsten Jahrzehnten auf die Entwicklungsländer zukommen. Viele Arme leben in Gebieten, die besonders von Phänomenen heimgesucht werden, die mit der Erwärmung verbunden sind. Die Mittel für ihren Lebensunterhalt hängen stark von den natürlichen Reserven und den ökosystemischen Betrieben wie Landwirtschaft, Fischfang und Waldbestand ab“ (LS 25).

Wir, ob Amzonkunden oder nicht, sind dringend herausgefordert die Lebensgrundlagen für Pflanzen, Tiere und Menschen nicht länger in unverantwortlicher Art und Weise zu zerstören. Im „Gebet für unsere Erde“ bittet Papst Franziskus um den notwendigen Perspektivwechsel: „Allmächtiger Gott, (...) rühre die Herzen derer an, die nur Gewinn suchen auf Kosten der Armen und der Erde. Lehre uns, den Wert von allen Dingen zu entdecken und voll Bewunderung zu betrachten; zu erkennen, dass wir zutiefst verbunden sind mit allen Geschöpfen auf unserem Weg zu deinem unendlichen Licht.“

Heute auferstehen

Überlegungen zur Glaubwürdigkeit, Plausibilität und Lebensrelevanz des Auferstehungsglaubens

1. Das Heute des Gestern: die wirksame Wirklichkeit des Auferstehungsglaubens

„Am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel, ... die Auferstehung der Toten und das ewige Leben. Amen.“ Dieses Textfragment aus dem Apostolischen Glaubensbekenntnis, auch heute täglich tausendfach gebetet, markiert den zentralen Inhalt des christlichen Bekenntnisses: der Glaube an die Auferstehung Jesu Christi, in der zugleich meine eigene Auferweckung zum ewigen Leben begründet ist. Ja, mehr noch; die Lebensrettung aller Menschen, wann, wo und wie auch immer sie gestern gelebt haben, heute leben oder morgen leben werden.

„Die Hoffnung der Christen heißt Auferstehung der Toten; alles, was wir sind, sind wir im Glauben daran“, beschwört Tertullian (+ nach 220 n. Chr.). Er steht damit in der Tradition des Paulus. Denn dieser warnt schon kurz nach dem Jahr 50 n. Chr. vor der Leerheit der Verkündigung und der Sinnlosigkeit eines christlichen Glaubens ohne Auferstehung (vgl. 1 Kor 15,14). Augustinus wiederum übersetzt diese Worte mahnend in das vierte Jahrhundert: „Nimm die Auferstehung weg und Du zerstörst das Christentum“. Zwei ambivalente Informationen vermitteln diese Texte. Zunächst unterstreichen sie die zentrale Bedeutung des Auferstehungsglaubens. Dann zeigen sie in ihrer warnenden Eindringlichkeit, dass dieses Bekenntnis selbst bei den Christen zu keinem Zeitpunkt in der Kirchengeschichte selbstverständlich und unangefochten

war. Folgender Befund überrascht daher wenig: Im Jahr 1968 gehörten zwar über 90 % der Bevölkerung Westdeutschlands einer christlichen Kirche an. Schon damals glaubten jedoch lediglich 48 % an ein Leben nach dem Tod und gar nur 38 % an die leibliche Auferstehung Jesu.¹

Die Gründe für diese Skepsis sind vielfältiger Natur. Sie richtet zunächst auf die im Glauben vorausgesetzte und behauptete Wirklichkeit der Auferstehung bzw. Auferweckung Jesu selbst, die – wie auch immer man sie verstehen will – jedweder Welt- und Lebenserfahrung zu widersprechen scheint. Ähnliches gilt für die in den Evangelien erzählten (nicht berichteten!), fraglos mysteriös klingenden Begleitumstände, die die Jüngerinnen und Jünger zum Bekenntnis der Lebendigkeit des Gekreuzigten geführt haben: die Auffindung des „leeren Grabes“ (Lk 24,1-12 parr.) ebenso wie die Erscheinungen des Auferstandenen auf dem Berg (Mt 28,16-20), auf dem Weg (Lk 24,13-35), in der versammelten Gemeinschaft beim Mahl (Lk 24,36-43, Joh 20,19-23) oder in sehr opaker Weise am See Tiberias beim zunächst vergeblichen Fischfang (Joh 21,1-4). Nicht weniger unerhört als die Aussagen der urkundlichen Quellen ist auch der Inhalt des Osterglaubens: eine leibliche Auferweckung des Menschen, die Unsterblichkeit der Seele und ewiges Leben bei und mit Gott. Deswegen kämpft Paulus schon im 15. Kapitel des Korintherbriefes mehr oder minder vergeblich gegen falsche Ewigkeitsfantasien bei den Christen, die den Inhalt der Osterbotschaft unglaublich erscheinen lassen. Umgekehrt stößt er bei den „Heiden“ mit eben diesem Inhalt auf höhnisches Desinteresse: „Darüber wollen wir Dich ein andermal hören“ (Apg 17,33).

Diese „alten“ Probleme mit dem Auferstehungsglauben in Bezug auf seine historische Glaubwürdigkeit, seine weltanschauliche Plausibilität und lebenswirkliche Relevanz verstärken sich in einem modernen Weltbild. Denn hier werden Empirie

und naturwissenschaftliche Methodik zum beherrschenden Schlüssel jeder Wirklichkeitserschließung und -gestaltung und avancieren zum alleinigen Kriterium für die Beurteilung von Wirklichkeit, Wahrheit, Rationalität und Vernünftigkeit. In einem empirischen und kausal geschlossenen Deutungshorizont muss freilich die Glaubwürdigkeit der „Auferstehung Jesu“ und der Verheißung eines postmortalen Lebens massiver denn je unter Druck geraten. Entsprechend wird der Verdacht allbestimmend, dass die Kernbotschaft des Christentums bestenfalls auf einer Illusion und Projektion, schlimmstenfalls gar auf Betrug und Lüge beruht. Diese massive Verdachtshermeneutik wird allerdings nicht nur in einer naturwissenschaftlichen und religionskritischen Perspektive artikuliert. Nicht minder eindeutig wird die Tatsache der „Auferweckung Jesu“ auch von allen nicht christlichen Religionen aus je eigenen Gründen bestritten.

Die nüchterne Analyse dieser Situation zwischen religionskritischem Verdacht und religiöser Bestreitung führt gleichzeitig zu einer gegenläufigen, außerordentlich erstaunlichen Beobachtung. Mögen die *Wirklichkeit* der „Auferstehung Jesu“ und der *Inhalt* des Auferweckungsglaubens massiv angefochten sein, so stellt der Auferstehungsglaube als solcher gleichwohl eine unbezweifelbar geschichtliche Realität dar. Denn er entfaltet bis heute eine auch empirisch greifbare *Wirksamkeit*, die über das christliche Abendland hinaus weltweit sichtbar und konkret erfahrbar ist. So aber steht der radikalen Bestreitung der Wirklichkeit der „Auferweckung Jesu“ gleichzeitig eine unbestreitbare, empirisch-geschichtliche Wirkungskraft des Auferstehungsglaubens gegenüber. Auf diesen ambivalenten Befund macht Karl Rahner in einem lapidaren, gleichwohl höchst bemerkenswerten Satz aufmerksam: „Den Glauben an die Auferstehung gibt es. Und zwar als einmaliges Faktum. Das ist in sich schon bedenkenswert.“²

Und tatsächlich: Der Auferstehungsglaube und sein Hoffnungspotential hat die europäische Gesellschafts- und Kulturgeschichte weit über den kirchlichen Innenraum hinaus maßgeblich geprägt und mitgestaltet. Er gehört zweifellos zum kulturellen Erbe und zum kollektiven Gedächtnis des Abendlandes und wird so im Heute wirksam. Hier ist schlicht auf die kalendarische Gestaltung der „profanen“ Zeit vom Sonntag her (in der Differenz von Fest- und Alltag) hinzuweisen, die den „Ostertag“ tagtäglich erinnert. Das „kulturelle Erbe Auferstehungshoffnung“ meldet sich gegenwartswirksam zudem in kollektiven Reaktionen der Gesellschaft auf krisenhafte Ereignisse an. Denn diese sind bis heute geprägt von deutlich christlich markierten Strukturen der Trauerbewältigung etwa in Form von Gedenkfeiern und Gottesdiensten im Angesicht von Naturkatastrophen, schweren Unglücksfällen oder Verbrechen und Terroranschlägen. Hinzuweisen ist auf eine kulturell erwartete und pädagogisch flächig vermittelte Haltung des Sich-Entschuldigens und des Verzeihens vor jeder erzieherischen oder bestrafenden Sanktion. Ähnliches ist zu sagen von den gesellschaftlich anerkannten (und rechtlich sanktionierten) Vorstellungen von Friede, Gerechtigkeit und menschlicher Würde etwa im Horizont des Bonner Grundgesetzes. Diese Wertvorstellungen drücken insbesondere in ihrem universalen Unbedingtheitscharakter unverkennbar die Grundüberzeugungen eines christlichen Wirklichkeitsverständnisses aus, das sich seinerseits aus dem vom Auferstehungsglauben formierten Monotheismus heraus generiert hat. So stellt der Historiker August Winkler fest: „Der Gedanke der Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz hätte sich kaum durchgesetzt, wäre dem nicht der Glaube vorausgegangen, dass es nur einen Gott gibt, vor dem alle Menschen gleich sind. Die Idee der unverwechselbaren Würde jedes einzelnen Menschen ist angelegt in dem Glauben, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf.“³

Die Hinweise belegen: Der Glaube an die Auferstehung hat in Vergangenheit und Gegenwart typische Ausdrucksformen der individuellen und kollektiven Gestaltung von Lebenswirklichkeit hervorgebracht. Diese wiederum prägen und verändern die individuelle und gesellschaftliche Lebenswelt in jeweils spezifischer Art und Weise gegenwartswirksam. Die geschichtlich sich wandelnden Ausdrucksformen (Performanzen) sind keineswegs nur sprachlicher Natur wie die Heilige Schrift oder das Gebet für die Toten. Sie drücken sich ebenso aus in rituellen Handlungen, seien sie kirchlich liturgisch (allen voran die Eucharistiefeier) oder außerliturgisch künstlerisch. Performativ hat sich der Auferstehungsglaube zudem in spezifischen Haltungen (etwa im bewusst hoffenden Umgang mit dem Tod) als auch in ethischen Taten Ausdruck verliehen. So wird er immer da als Lebenskompetenz gegenwartsprägend, wo die Auferstehungshoffnung als Quelle einer unbesiegbaren guten Macht Menschen motiviert, gegen alles Mitmenschliche zerstörende Unrecht und jeden Machtmissbrauch aufzubegehren. Diese Kompetenz wird existenziell relevant als eine hoffende Rettungsperspektive für die Opfer der Geschichte und natürlich als lebensbegleitende Sinn- und Hoffnungsressource im Horizont eines Lebens nach dem Tod.

Für die Frage nach der Glaubwürdigkeit und Lebensrelevanz des Auferstehungsglaubens ist ausschlaggebend, dass seine vielfältigen Ausdrucks- und Gestaltungsformen (Performanzen) als spezifisch und entschieden christlich identifiziert werden. Denn tatsächlich eröffnet dieser alternative Wahrnehmungs-, Interpretations- und Handlungskompetenzen, die innerhalb einer rein materialistischen, naturalistischen oder empiristischen Weltdeutung der menschlichen Existenz schlicht nicht gegeben sind. Demgegenüber ermöglicht ein aus der Auferstehungshoffnung heraus gestaltetes Leben einen Umgang mit diesem, der der Würde eines jeden Menschen keinerlei Grenzen setzt. Dies gilt insbesondere

für die vom biologischen Tod markierte Demarkation, die jedes menschliche Sinnstreben im alles verzehrenden Strudel eines tödlichen Nichts enden ließe. Demgegenüber erweist sich der Auferstehungsglaube als eine spezifische Lebenskompetenz. Diese speist sich im Gegensatz zu allen endlichen Ressourcen aus der unverbrauchbaren Schöpferkraft Gottes. Denn diese – so der Anspruch der Christen – hat Jesus Christus und mit ihm alle Menschen der Macht des Todes, des Untergangs, der Sinnlosigkeit entrissen. Als diese Kompetenz erscheint der Auferstehungsglaube nunmehr als eine konkret gegenwartswirksame Wirklichkeit, der seit dem apostolischen Ursprung immer wieder neue, kreative und innovative Ausdrucksformen und Lebensrelevanzen erzeugt hat. Diese dienen dem Leben in singulärer und unüberbietbarer Weise. Denn sie sprechen jedem menschlichen Individuum eine von keiner irdischen Macht (Gewalt, Krankheit, Sünde, Tod) bedingten unbedingte Würde zu. Eine solcherart bedingungslose Wertschätzung jeder einzelnen Person kann aber nicht vom Menschen aus eigenem Vermögen geleistet werden, weil diese seine endlichen Möglichkeiten radikal übersteigt. Entsprechend ist eine wirklich *unbedingte* Würdigung der Persönlichkeit über den Tod hinaus nur möglich, wenn sie sich aus der unendlichen, unerschöpflichen, schöpferischen Liebeskraft Gottes herleitet, die Jesus von den Toten erweckt hat. Exakt diese gute göttliche Allmacht wird im Auferstehungsglauben in Anspruch genommen und wird so für den einzelnen Menschen als eine konkrete Lebenskompetenz in der jeweiligen Gegenwart existenziell bedeutsam: sei es als unverbrauchbare Sinnressource, als Motivations- und Inspirationsquelle oder als unerschöpfliches Hoffnungspotential in allen Situationen des Lebens.

Von dieser empirisch greifbaren, einzigartigen entschieden christlichen Lebenskompetenz lässt sich dann aber eine geschichtliche Spur zurückverfolgen. Diese führt durch den annähernd 2000-jährigen Gang

der Geschichte zum apostolischen Ursprung des Auferstehungsglaubens und stößt über diesen schließlich auf das irdische Leben Jesu Christi. Von dieser Lebensgeschichte weiß und bekennt das Christentum, dass es als Ganzes (von der Empfängnis bis zur Himmelfahrt) von Gott gerettet und auferweckt wurde. Aufgrund dieser (vom Heiligen Geist gewirkten) österlichen Transformation in das Eschaton hinein entfaltet das „immer lebendige Leben Jesu Christi“ eine dauernd präsentische Wirksamkeit. Als eine eschatopräsentisch wirksame Wirklichkeit meldet sie sich im Auferstehungsglauben an und drückt sich in seinen unterschiedlichen Ausdrucksformen aus. Auf diese Weise zeichnet das österliche Leben Jesu Christi eine geschichtliche Spur im Glauben der Kirche, im Existenzvollzug des einzelnen Gläubigen und so in der ganzen Welt. Diese Spur ist aber nur auf den ersten Blick eine bloß in die Vergangenheit gerichtete Erinnerungsspur. Das besondere an ihr nämlich ist, dass sich in diesen Abdrücken von der apostolischen Zeit bis in die Gegenwart hinein ein eschatologisches, ewig gültiges, unablässig auch empirisch wirksames Geschehen vergegenwärtigt. Denn in ihr wird – so interpretiert es der christliche Glaube – nichts anderes als die Auferweckung und Auferstehung Jesu Christi selbst *dauernd* welthaft und ereignishaft. Die Rückverfolgung dieser Spur führt somit keineswegs lediglich auf ein vergangenes und „abgelaufenes“ Geschehen. Vielmehr gelangt sie zur österlichen Wirklichkeit Jesu, die von sich her *im Heute* durch den Heiligen Geist, der den Gekreuzigten von den Toten erweckt hat, geschichtsnotorisch wirksam ist. Deswegen ist der Osterglaube, verdichtet gefeiert in der Eucharistie, eine ständige Erinnerung an die in Jesus Christus endgültig positiv realisierte Zukunft des Menschen oder schlicht: mein und aller Menschen Ostern.

Aufgrund dieser eschatopräsentischen Struktur (*heute* erinnere ich mich an die in Jesus Christus realisierte absolute Zukunft) des Auferstehungsglaubens kann sich die-

ser den berechtigten Fragen nach seiner historischen Glaubwürdigkeit, seiner weltanschaulichen Plausibilität und existenziellen Lebensrelevanz immer nur vom jeweiligen Heute aus stellen. Dieses „Heute“ kann sich in christlicher Perspektive jedoch nicht verstehen ohne seinen Bezug zur österlichen Vergangenheit Christi, die in Wahrheit bleibende, durative eschatologische Gegenwart ist. Deswegen soll nun ein Blick auf das Ursprungsgeschehen des Osterglaubens geworfen werden: Das irdische und österliche Leben Jesu Christi, wie es in der apostolischen und kirchlichen Tradition zugänglich ist. Von diesem her wird dann schließlich der Inhalt des Auferstehungsglaubens erschlossen werden.

2. Das Gestern des Heute: der apostolische Ursprung des Auferstehungsglaubens

Der eschatopräsentische und so jede Gegenwart geschichtlich mitprägende Charakter des Auferstehungsglaubens verweist über seine Spuren in der Kirchen- und Menschheitsgeschichte zurück an seinen Ursprung. Denn nur in diesem indirekten Rekurs einer im Osterglauben der Getauften und der Kirche vermittelten Unmittelbarkeit gelangt man zur *Auferweckung Jesus Christi*. Sie bildet den Sachgrund des christlichen Zentralbekenntnisses, während die *Erscheinungen* des auferweckt Gekreuzigten seinen Erkenntnisgrund markieren. In dieser Rekonstruktion gelangt man schließlich auf die Schriften des Neuen Testaments, in denen die ursprünglichen und grundlegenden Ausdrucksformen des apostolischen Auferstehungsbekenntnisses allein historisch greifbar sind. In diesen Textzeugnissen wird deutlich, dass der Auferstehungsglaube keineswegs nur auf den nicht erst für heutige Leser miraculös wirkenden Erscheinungen des Auferstandenen beruht. Vielmehr basiert er ebenso grundlegend auf den geschichtlichen Erfahrungen der Jüngerinnen und Jünger mit dem irdischen, historisch greifbaren

Jesus. Diesen konkreten Menschen nämlich erkennen sie endgültig an Ostern als den auferstandenen Christus und bekennen ihn fürderhin als den Sohn Gottes: „Mein Herr und mein Gott“ (Joh 20,28).

Nach übereinstimmender Auskunft aller neutestamentlichen Zeugnisse gelangen die Jüngerinnen und Jünger zum Osterglauben, weil ihnen der Auferweckte in personaler Identität mit dem irdischen Jesus erschienen ist. Entscheidend dabei ist, dass in den nachösterlichen Begegnungen der Auferstandene *als der lebende Gekreuzigte* identifiziert wird. Darin wird nicht ein beliebiger Mensch als auferweckt und deswegen gegenwärtig aktionsmächtig erfahren. Vielmehr handelt sich um denjenigen, der sich in seinem irdischen Leben als Proklamator, Repräsentant und Realisator der irreversiblen und universal wirkmächtigen Herrschaft Gottes verstanden hat, die als eschatologische Größe in jeder nur denkbaren Gegenwart wirksam ist.⁴ In diesem österlichen Identifikationsprozess, der vom Auferstandenen selbst initiiert ist, erweist sich zugleich die Gottesherrschaft endgültig in ihrer allmächtigen, schöpferischen Liebeskraft über alle endlichen Mächte und den Tod. Denn diejenige Basileia-Macht, die Jesus in seinem Leben proklamiert und repräsentiert hat, zeigt nun ihre universale Tatsächlichkeit und Gültigkeit in der Auferweckung Jesu als „Erstling der Entschlafenen“ (1 Kor 15,20), die zugleich den Anfang der Auferstehung aller Toten markiert.

Indem die Jüngerinnen und Jünger *diesen Menschen* als den am Kreuz getöteten Verkündiger der Gottesherrschaft in den Ostererscheinungen als auferstanden und lebendig identifizieren, erkennen sie zugleich seine Gottes-Reich-Botschaft als von Gott selbst endgültig bestätigt. Ihre Reaktion auf diese ambivalente Erfahrung (der von den Menschen am Kreuz hingerichtete Repräsentant der Basileia lebt) ist aber der von der heutigen Gegenwart bis auf die Apostel rückführbare Auferstehungsglaube. Dieser besteht formal in einem christo-

logisch vermittelten und pneumatologisch universalisierten Bekenntnis zu der in der Auferweckung eschatopräsentisch wirksam gewordenen Lebensgeschichte Jesu Christ von der Empfängnis bis zur Himmelfahrt. Denn in diesem Lebensintegral in und aus personalen Beziehungen hat sich Gott als der Gott geoffenbart, „der die Toten lebendig macht und das, was nicht ist, ins Dasein ruft“ (Röm 4,17).

Aufgrund seiner eschatopräsentischen Struktur drückt sich der Auferstehungsglaube zudem in jeder Gegenwart materiell neu aus. Dies geschieht immer da, wo menschliches Leben nicht nur bedingt, sondern aus der Auferstehungshoffnung über den Tod hinaus un-bedingt gewürdigt wird.

Hieran anknüpfend ist für die Frage nach der geschichtlichen und historischen Glaubwürdigkeit des Auferstehungsglaubens folgende Überlegung wichtig: Der vollständige Blick auf das gesamte, vorösterliche und österliche Leben Jesu Christi zeigt, dass der apostolische Osterglauben keineswegs nur auf den ideologieverdächtigten „nachösterlichen“ Begegnungen mit dem Auferstandenen beruht. Er bezieht sich vielmehr auf vier unterschiedliche Bezugsgrößen, die im Leben Jesu und im Leben der Jüngerinnen und Jünger allesamt einen geschichtlichen Bezugspunkt haben. Die erste Bezugsgröße ist das „Hören“ und „Erfahren“ der jesuanischen Gottesreichbotschaft von der universalen, eschatologischen Macht Gottes über alle Grenzen des endlichen Lebens hinaus (Referenz 1). Die zweite ist die radikale Infragestellung der Person Jesu durch Kreuzigung und Tod, die zugleich seine Botschaft von der grenzenlosen, schöpferischen Liebesmacht Gottes tödlich erschüttert (Referenz 2). Die dritte Bezugsgröße des Osterglaubens ist die den Jüngerinnen und Jüngern von außen (!) zukommende Begegnung mit dem gekreuzigt Auferweckten (Referenz 3). Seine letzte ist schließlich die Existenz und Wirkmacht Gottes, die durch Jesus in seinem irdischen Leben als unüberwindba-

re Gottesmacht des Lebens und der Liebe bestimmt wird (= Metareferenz 4) und in seinem konkreten geschichtlichen Dasein erfahrbar geworden ist. Innerhalb dieses einheitlichen Geschehens- und Entdeckungszusammenhangs gründet der Osterglaube nicht nur auf der Begegnung mit dem Auferstandenen (Referenz 3), sondern ebenso auf dem historischen, insofern empirisch deskriptiven Umgang mit der Personbotschaft Jesu (Referenz 1), die die Jüngerinnen und Jünger trotz seines Todes am Kreuz (Referenz 2) als von Gott gerettet (Metareferenz 4 aller Referenzen) erfahren. Entsprechend ist das gesamte *vorösterliche und österliche Lebensintegral Jesu Christi* als der geschichtliche Erkenntnisgrund des Osterglaubens anzusprechen.

Auf dieser umfassenden Erkenntnisgrundlage kann dann aber auf den Sachgrund des Auferstehungsglaubens geschlossen werden: nämlich auf Gott in der Basileiamacht seiner schöpferischen Liebe. Diese liebende Allmacht hat den gekreuzigten Proklamator, Repräsentanten und Realisator eben dieser un-bedingten Liebe von den Toten auferweckt. So hat sie ihn und mit ihm die Gottesherrschaft zu einer in jeder Gegenwart unbesiegbar wirkenden Realität gemacht. Diese Wirklichkeit findet ihre empirische Greifbarkeit, Glaubwürdigkeit und Relevanz in der Gestaltung der Lebenswirklichkeit aus der ewig unverbrauchbaren Ressource der Auferstehungshoffnung heraus. Den Grund ihrer selbst hat diese christliche Hoffnung wiederum im apostolischen Auferstehungsglauben, der, so unerhört er auch sein mag, eine historisch unbestreitbare Tatsache darstellt.

3. Das Heute der Ewigkeit: gegenwärtig auferstehen

Der vermeintlich vergangenheitsbezogene Rekurs auf den apostolischen Auferstehungsglauben, der die geschichtliche Grundlage einer immer im Heute wirksamen und nur da glaubwürdigen eschatolo-

gischen Auferstehungshoffnung erinnert, bietet nicht den vielleicht gewünschten Ausblick in einen jenseitigen Himmel. Stattdessen lenkt die Erinnerung an die eschatopräsentisch wirksame Wirklichkeit der Auferstehung Jesu Christi den Blick radikal auf den gegenwärtigen Lebensraum der menschlichen Existenz. Denn nur dieser ist der Ort des Menschen, an dem er sein Leben aus der unverbrauchbaren Ressource der schöpferischen Liebesmacht Gottes in, aus und mit Liebe gestalten kann – so er denn will. Nur an diesem Ort im Heute hofft der Gläubige hoffentlich, dass das von ihm „hier und jetzt“ getane Leben bleibende Bedeutung, un-bedingte Würdigung und ewige Gültigkeit von Gott her hat: als in der Auferstehung des Fleisches endgültig gerettetes Leben. Deswegen gestattet der Osterglaube auch keine Flucht in eine weltjenseitige Utopie, sondern verweist in die konkrete Gegenwart. Denn nur in dieser gestaltet der Mensch seine Auferstehungswirklichkeit in und aus Liebesbeziehungen, die allein der endgültigen Rettung, Bewahrung und Auferweckung nach dem biologischen Tod würdig sind.

Glaubwürdigkeit, Plausibilität und Relevanz der christlichen Hoffnung erweisen sich so nur in den kultur- und zeitvariablen, kreativen Ausdrucksformen einer christlichen Wirklichkeitsgestaltung, in der Gottes Auferweckungsmacht als heilsame Lebensmacht gegenwartswirksam erfahrbar wird: existenziell, kirchlich, gesellschaftlich und kulturell. Deswegen ist der Osterglaube nur dann plausibel und attraktiv, wenn er das gegenwärtige Leben in seinen Beziehungen zu Gott und dem Nächsten in empirisch erfahrbarer Weise positiv und heilhaft verändert. Anders kann es nicht sein, weil sich die stets fortentwickelnde, geschichtliche Individualität und Biographie des Menschen *immer jetzt* bestimmt und darin *immer jetzt* von Gott her in die Ewigkeit hinein transformiert wird:

„In Wirklichkeit wird in der Zeit als deren eigene gereifte Frucht ‚Ewigkeit‘,

die nicht eigentlich ‚hinter‘ der erlebten Zeit unseres raum-zeitlichen biologischen Lebens diese Zeit fortsetzt, sondern die Zeit gerade aufhebt, indem sie selber entbunden wird aus der Zeit, die zeitweilig wurde, damit in Freiheit Endgültigkeit getan wird.“⁵

Lässt man sich auf die eschatopräsentische Logik des apostolischen Auferstehungsglaubens ein, dann heißt das: Der eigentliche Ort und der Zeitpunkt, an dem sich die Auferstehungshoffnung als lebensrelevant und glaubwürdig erweist, ist nicht der „Ort“ und die „Zeit“ des ewigen, jenseitigen Himmels, sondern der Erfahrungsraum eines Lebens in der Zeit: Das Hier und das Heute, das hoffend und liebend aus der unverbrauchbaren Ressource der Liebe Gottes heraus gestaltet wird. Denn ein solches Leben des Glaubens markiert den Beginn der Auferstehung, weil die Liebe, die bleibt, immer heute beginnt „niemals aufzuhören“ (vgl. 1 Kor 15,13.18).

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Pollack, Detlef/Gergely Rosta, Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich. Frankfurt a.M. 2015, 102.135.
- 2 RAHNER, Karl, Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums. Freiburg i. Br. 1976 u.ö., 269.
- 3 Winkler, Heinrich August, Werte und Mächte. Eine Geschichte der westlichen Welt. München 2019, 21.
- 4 Vgl. MERKLEIN, Helmut, Die Auferweckung Jesu und die Anfänge der Christologie. In: DERS., Studien zu Jesus und Paulus. Tübingen 1987, 221-246, 232.
- 5 RAHNER, Grundkurs, 267.

Clemens Rieger

Ist er's – oder ist er's nicht?

Österliche Tastversuche

„Jesus ist auferstanden!“ Auf dem ersten Blick ist die Botschaft von Ostern klar und unmissverständlich. Auf dem zweiten Blick aber wird es schon komplizierter: Auferstanden? – Das bedeutet doch, dass er gar nicht tot war ..., denn: Wer tot ist, ist tot, oder ...? War er vielleicht nur scheintot ...? Oder ist „nur“ der menschliche „Teil“ Jesu gestorben und der göttliche „Teil“ hat überlebt? – Sie merken, es wird kompliziert ...

Oder war die Rede seiner Jünger von der Auferstehung nur eine gute Idee, weil sie sich das Scheitern ihres Meisters nicht eingestehen wollten oder konnten? – Im Matthäus-Evangelium (Mt 28,13-15) heißt es, dass die Wächter, die das Grab Jesu bewachten, sagen sollten: „Seine Jünger sind in der Nacht gekommen. Als wir schliefen, haben sie den Leichnam gestohlen ...“

In eine ähnliche Richtung scheint das Johannes-Evangelium zu weisen (Joh 20,11-18), wo Maria Magdalena zu den Engeln im Grab sagt: „Sie haben meinen Herrn fortgebracht. Und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“

Österliches Durcheinander

Auch sind die Berichte über den Auferstandenen scheinbar sehr widersprüchlich: Mal ist er ein Mensch mit einem Körper (Joh 21,1-14), mal kommt er durch verschlossene Türen (Joh 20,24-29), ein anderes Mal erkennen die Jünger ihn sofort (z.B. Matthäus 28,16-20). Dann wieder erscheint er den Emmaus-Jüngern als Fremder (Lk 24,13-35). Maria Magdalena hält ihn für den Gärtner (Joh 20,11-18).

Und das Durcheinander scheint völlig komplett, wenn es im Johannes-Evangelium heißt (Joh 21,12): Keiner der Jünger wagte es, ihn zu fragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr war....

Da halten wir es doch besser mit dem ungläubigen Thomas (Joh 20,24-29), der sagt: Wenn ich ihn nicht sehen und berühren kann, glaube ich nicht. Aber das hilft auch nicht weiter: Aus dem ungläubigen Thomas wird ein Gläubiger: „Mein Herr und mein Gott!“

Lauter scheinbare Widersprüche, die eine Logik nicht erkennen lassen. Der Punkt aber, an dem sich alle Aussagen treffen, ist der Satz: Der Herr ist auferstanden! Er ist nicht im Tod geblieben.

Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten?

Historisch gesichert ist, dass Jesus von Nazareth gelebt hat, gekreuzigt wurde, starb und in einer Grabhöhle beigesetzt wurde. Und es ist historisch belegt, dass seine Jünger sagen, er lebt. Was zwischen Tod und Verkündigung der Auferstehung geschehen ist, bleibt rätselhaft. Dass etwas geschehen sein muss, deutet sich zumindest daraus an, dass alle Jünger eines gewaltsamen Todes (für den Glauben an Christus) gestorben sind. Würde man nur für eine Idee sterben?

Natürlich hat mein Artikel das Ziel, den Osterglauben zu wecken und zu begründen. Als Ausgangspunkt dafür nehme ich eine Szene aus dem Lukas-Evangelium (Lk 24,1-8).

Eine Gruppe Frauen geht zum Grab Jesu, um seinen Leichnam zu salben. Aber das Grab ist leer. Da treten zwei Männer in leuchtenden Gewändern zu ihnen und fragen: Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten?

Ja, das ist eine gute Frage, auch an uns! Warum suchen wir in der Vergangenheit nach Beweisen für seine Lebendigkeit? Suchen wir den Lebenden doch besser bei den Lebenden!

Exerzitien auf der Straße

Einmal im Jahr mache ich Exerzitien (geistliche Übungen). Meist geht es dazu in ein Kloster oder ein anderes geeignetes Haus, wo man „in sich gehen“ kann. Diesmal aber war es anders: Ich hatte mich zu Straßenexerzitien angemeldet. (Wer mehr darüber wissen will, dem sei die Website: www.strassenexerzitien.de empfohlen.) Morgens bekommen die Teilnehmer einen Impuls und gehen dann – nicht in die Kapelle oder auf ihr Zimmer, sondern in den Lärm der Stadt. Dort soll man aufmerksam sein, für das, was passiert. Unser Tagesthema lautete: „Ich suche den, den meine Seele liebt.“

Ich ging los und kam mit einigen Menschen ins Gespräch, meistens mit Nichtsesshaften. Das war schon sehr interessant. Einmal ging ich über die Schildergasse und sah an einer Hauswand eine großflächige Werbung hängen. Darunter, erst gar nicht zu sehen, saß zusammengesunken ein Bettler. Oh Gott!, dachte ich und dann durchzuckte es mich: Ich war mir sicher, ich hatte den Bettler mit Namen angesprochen ... Weil Gott aber schlief, habe ich ihm nur etwas in seinen Becher gegeben – und ein Foto von ihm gemacht. Sie finden es am Ende dieser Reflexion.

Einige Stunden später wollte ich in den Hauptbahnhof gehen. In Höhe des Aschenbechers vor der Eingangstür traf ich auf zwei Bettler, dem ersten gab ich 50 Cent und wollte an dem zweiten, der in einem Rollstuhl saß, vorbeigehen. Der aber hatte wohl gesehen, dass ich gerade eine Zigarette im Aschenbecher ausgedrückt hatte. Er bat mich – mit einer verrauchten und versoffenen Stimme – um einen Glühstängel. Ich gab ihm einen und bot ihm Feuer an. Dabei hielt ich die Hand schützend vor die Flamme. Seine Hand kam hoch und berührte nicht meine Hand, sondern eher die Haare auf meinem Handrücken. Es war ein unbeschreibliches Gefühl von Zärtlichkeit ...

Ich steckte das Feuerzeug wieder ein und ging durch die Tür. Da rief er hinter mir

her: Ich danke Ihnen von ganzem Herzen! Wofür dankte er mir? Für die 30 Cent, die mich die Zigarette gekostet hatte? – Ein einfaches „Danke“ wäre doch genug gewesen. Aber da war noch etwas anderes: Seine Stimme war überhaupt nicht mehr so versoffen und verraucht wie bei seiner Bitte um die Zigarette. Sie war fest und klar. ... und haute mich fast aus den Schuhen.

... das habt ihr mir getan!

Wer hatte mich da um eine Zigarette gebeten? Wer hatte sich bedankt? Auf jeden Fall ist der Seiteneingang des Kölner Hauptbahnhofs seit diesem Tag für mich ein heiliger Ort.

Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten? – Skeptiker mögen mich für überspannt halten. Aber ich bin mir sicher, dass ich in dem Bettler viel mehr getroffen habe, als den Bettler – den Auferstandenen?

Im Matthäus-Evangelium (Mt 25,35-40) sagt Jesus: Ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben; „ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen. Dann werden ihm die Gerechten antworten und sagen: Herr, wann haben wir dich ... (so) gesehen? Darauf wird der König ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!“

Er sagt nicht: Das ist so „als ob“, sondern: Das *habt* ihr mir getan! In den Bedürftigen treffen wir Gott ...

So fremd und so vertraut

Ich mache seitdem einmal im Jahr Straßbenexerziten und sehe die Welt jetzt anders an.

Zurück zu Ostern: Das habt ihr mir getan... Wenn dieser Satz wirklich stimmt, dann er-

klärt er auch, warum die Emmaus-Jünger im Fremden den Auferstandenen erkennen, warum Maria Magdalena ihn für den Gärtner hält, warum keiner der Jünger es wagt, ihn zu fragen, wer er sei, denn sie wussten, dass es der Herr war: So fremd und zugleich so vertraut ...

Das habt ihr mir getan: Wenn dieser Satz stimmt, dann ist Caritas nicht nur eine Form der Nächstenliebe, sondern auch eine Form der Gottsuche – so fremd und so vertraut ...

Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten? – In den wilden 70er Jahren des letzten Jahrhunderts dichtete ein aufmüpfiger kirchlicher Jugendverband:

„Schaut beim Loben nicht immer nach oben!

Schaut lieber zur Seite – da seht ihr die Pleite!“

Und in diesen Pleiten ereignet sich Gott – das habt ihr mir getan!



© Clemens Rieger

„Nun denn, meine Schwester, schweig still“ (2 Sam 13,20)

Frauenbilder im Alten Testament und MeToo-Debatte

„Nun denn, meine Schwester, schweig still! Er ist dein Bruder. Nimm dir diese Sache nicht so zu Herzen!“ (2 Sam 13,20). Mit diesen Worten begegnet Absalom seiner Schwester Tamar nach der Vergewaltigung durch ihren Bruder Amnon. Der Umgang mit Vergewaltigungen und Sexualität im Alten Testament ist vielfältig. Vor dem Hintergrund der Debatte um #MeToo erscheinen Bibelkommentare, die sich mit diesen Textstellen befassen, in einem neuen Licht. Betrachtet man die Bewegung um MeToo etwas näher, so fällt auf, dass die Funktionsweisen von Übergriffen und der Mechanismus der Verleumdung des Opfers sowie die mangelnde Sprachfähigkeit der Gesellschaft innerhalb der Texte in der Bibel auf die gleiche Weise funktionieren und vorliegen, wie sie es auch zur heutigen Zeit noch tun.

1. #MeToo

Die Idee zu #MeToo kam Tarana Burke 1996 im Rahmen eines Feriencamps, welches sie betreute. Eine Teilnehmerin des Jugendcamps vertraute sich ihr mit der Geschichte des Missbrauchs durch den Freund der Mutter an. Über Burkes Bestürzung, sie habe nicht einmal die Kraft gefunden, ihr ‚Me too!‘ zuzuflüstern, entstand die Bewegung um #MeToo. Den Hashtag #MeToo rief die Aktivistin aus den USA bereits 2006 ins Leben, um auf diese Weise das Bewusstsein der Gesellschaft für sexuali-

sierte Gewalt zu stärken und auf sexuellen Missbrauch an afroamerikanischen Frauen aufmerksam machen

Nachdem am 5. Oktober 2017 in der *New York Times* ein Artikel veröffentlicht wurde, innerhalb dessen Harvey Weinstein der sexuellen Belästigung beschuldigt wird, rief die Schauspielerin Alyssa Milano auf der Plattform *Twitter* dazu auf, unter dem Hashtag #MeToo Erfahrungen mit Diskriminierung, sexuellen Übergriffen sowie Missbrauch zu teilen. Dieser Hashtag entwickelte sich binnen kürzester Zeit zu einem Debattenschlagwort. Nachdem #MeToo aus der gesellschaftlichen Debatte nicht mehr wegzudenken ist, entfaltet er seine Wirkung auch im Politischen: Ende Oktober 2017 wurde vom EU-Parlament eine Resolution zur Aufklärung von Belästigung und sexuellen Übergriffen verabschiedet.

Die Schweiz kürte #MeToo zum Wort des Jahres 2017.

Seit seiner viralen Verbreitung in den sozialen Netzwerken und jeglichen Medien wird #MeToo jedoch auch kritisiert. Tarana Burke selbst sieht die Entwicklung des Projekts als gefahrenträchtig an. Sie sieht in dieser Entwicklung eine Hexenjagd gegen Männer. Ihre Bewegung richte sich gleichermaßen an Jungen und Männer wie an Mädchen und Frauen, erklärte sie im Rahmen einer Konferenz. Sie habe den Eindruck, dass die von ihr geschaffene Bewegung, die Überlebenden sexueller Gewalt eine Stimme geben soll, nun als ein rachsüchtiger Plan gegen Männer verkannt würde.

Obwohl in der Öffentlichkeit ein Bewusstsein für sexuelle Gewalt existiert, wie an der gesellschaftlichen Debatte zur Kölner Silvesternacht 2015, der Verschärfung der Sexualstrafgesetze im Jahr 2016 oder der Empörung zu Donald Trumps „Grab them by the pussy“-Bemerkung erkennbar ist, zeigt die vielfache Verwendung und mediale Aufmerksamkeit für #MeToo, dass der Redebedarf zu dieser Thematik auch aktuell noch gegeben ist.

Laut Tarana Burke finden sich die Grundpfeiler sexueller Gewalt in Macht und Pri-

vilegien. Zur Problemlösung müsse die Aufmerksamkeit somit verlagert werden: Weg von einzelnen Akteuren, hin zu Machtgefällen. Aus Burkes Sicht funktionieren sexueller Missbrauch und das Überschreiten von Grenzen immer über ein Machtgefälle. Dieses Gefälle existiert in jedem sozialen Gefüge, sei es zwischen Lehrer/innen und Schüler/innen, zwischen Vorgesetzten und Angestellten oder Mieter/innen und Vermieter/innen. Die Dynamik ist überall die gleiche. Die Schwierigkeit für Betroffene besteht im Umgang mit den Übergriffen.

Es wird nicht reichen, sich mit #MeToo auf Ich-Botschaften zu beschränken, und soziale Medien wie Twitter werden das Problem nicht lösen: Sexuelle Belästigung muss auch jenseits von virtuellen Räumen thematisiert werden, um eine flächendeckende Sensibilität für diese Problematik zu schaffen!

Inzwischen hat sich die MeToo-Debatte zu einer umfangreichen Auseinandersetzung über den Stand der Gleichberechtigung von Mann und Frau weiterentwickelt, und sowohl Berufs- als auch Privatleben werden vermehrt vor diesem Horizont beleuchtet. Dennoch ist es von höchster Wichtigkeit, dass Mechanismen wie die Verunglimpfung des Opfers durch Phänomene wie Opfer-Shaming verhindert werden, damit die Opfer solcher Übergriffe nicht weiterhin meinen, sich verstecken zu müssen, und die Sprachfähigkeit innerhalb der Gesellschaft zu sexuellem Missbrauch, Sexismus und Grenzüberschreitungen gefördert wird.

Dass die mit #MeToo zusammenhängenden Probleme kein neuzeitliches Phänomen sind, dass sie bereits zur Zeit des Alten Testaments existierten und eine Bewegung wie die um #MeToo auch zur damaligen Zeit hätte stattfinden können, sowie die Parallele, dass auch die Geschichten innerhalb des Alten Testaments mit Machtgefällen zu tun haben und Abhängigkeiten solche Grenzüberschreitungen fördern können, soll im Folgenden aufgezeigt werden.

2. Gen 34 als Beispiel im AT

Denkt man an Textstellen des Alten Testaments, welche sich in Zusammenhang mit MeToo bringen lassen, so fällt zwar am ehesten die Erzählung von David und Batseba ins Auge, dennoch soll es an dieser Stelle um die Geschichte von Dina in Gen 34 gehen. Diese eignet sich auf Grund der aktuellen Lage der Forschungsliteratur am besten zur Verdeutlichung des Vorkommens von sexueller Belästigung, Grenzüberschreitung und Vergewaltigung im Alten Testament.

Gen 34 erzählt die Geschichte Dinas, der Tochter Jakobs. Dina verlässt das Zeltlager ihrer Familie, um die anderen Frauen ihrer Stadt zu treffen. Auf ihrem Weg in die Stadt wird sie von Sichem erblickt, welcher sie begehrt. Er vergewaltigt die junge Frau und verliebt sich im Anschluss in sie. Sein Vater Hamor hält bei Jakob um die Hand seiner Tochter an, damit er sie seinem Sohn zur Frau geben kann. Jakobs Söhne, die Brüder Dinas, sind von einem solchen Zorn über die Entehrung ihrer Schwester ergriffen, dass sie der Heirat und einer Verschwägerung der beiden Völker nur unter der Bedingung zustimmen, alles Männliche im Volke Hamors ließe sich beschneiden. Hamor stimmt dieser Bedingung zu und alle Männer in seinem Volk lassen sich beschneiden. Als sie am dritten Tag nach der Beschneidung vom Wundfieber geschwächt sind, überfallen Dinas Brüder die Stadt und töten alle Männer, um Rache für die Vergewaltigung ihrer Schwester zu nehmen.

2.1. Forschungsliteratur und Sichems Tat

Der Umgang der Kommentare zu dieser Erzählung und der Forschungsliteratur hinsichtlich dieser unterscheiden sich im Hinblick auf die Einnahme der Perspektive Dinas, des Sichtbarmachens ihres Schicksals und der Auffassung der Tat selbst.

Bereits 1934 bezeichnet Benno Jacob die Tat Sichems sehr nachdrücklich als Vergewaltigung. Sichems Tat wird von ihm als ein

Verbrechen nicht nur gegen Dinas Person selbst, sondern als Verbrechen gegen ganz Israel bezeichnet. Dinas Verlassen des Zeltlagers, welches als Heraustreten aus dem durch die eigene Familie geschützten Raum zu verstehen ist, wird ihr innerhalb der Literatur mitunter als Mitschuld an ihrem Schicksal angelastet. Gien Karssen bezeichnet die Begegnung Sichems und Dinas 50 Jahre später als erotisches Abenteuer, welches in einem Massenmord gipfelte. Auch Shaul Oettinger sperrt sich im Jahr 1994 gegen die Interpretation der Tat Sichems als Vergewaltigung. Als Argument gegen diese Auslegung führt er die Liebe, die Schem für das Mädchen empfindet, ins Feld. Auch Sichems Bemühen, Dina heiraten zu dürfen, wird von Oettinger als Argument gegen die Interpretation der Tat als Vergewaltigung angeführt. Diese Argumentation erscheint vor allem vor dem zeitlichen Hintergrund des Erscheinens des Buchs von Shaul Oettinger als sehr überholt und fragwürdig. Die von Gien Karssen gewählte Formulierung des erotischen Abenteuers wirft die Frage auf, wie die Autorin zu diesem Schluss kommt, wie sie den Text liest und den Begriff *Vergewaltigung* definiert. Dass die Interpretation der sexuellen Beziehung von Schem und Dina als Folge einer Vergewaltigung angezweifelt werden könne, heißt es im Kommentar zur Zürcher Bibel. Dort heißt es weiter, durch Sichems entbrannte Liebe zu Dina bestünde ihre Entehrung nicht in einer Vergewaltigung, sondern lediglich in ihrer vorehelichen Entjungferung. Die Zürcher Bibel folgt somit der Argumentationslinie Oettingers.

Auch der Blick auf den Umgang mit der Tat innerhalb von Gen 34 ist geprägt von Diskursivität. Josef Scharberts Anführung, dass die Vergewaltigung eines Mädchens bei den Beduinen bis in die Neuzeit mit dem Tod gesühnt wurde, erscheint wie eine Verteidigung des Handelns der Brüder Dinas.¹ Sichems Verhalten nach der Vergewaltigung wird als erstaunlich bezeichnet und sein Ansinnen, das von ihm vergewaltigte Mädchen zu heiraten, beinahe lobend erwähnt.

2.2. Jakob in Gen 34

Das Warten Jakobs auf die Rückkehr seiner Söhne, bevor er auf das Schicksal seiner einzigen Tochter reagiert, wird durch die Verfügungsgewalt der Brüder über ihre Schwester begründet. Das Eintreten der Brüder Dinas und ihres Vaters in die Verhandlung mit Hamor und Schem und das damit verbundene hinterlistige Verlangen nach der Beschneidung der Schemiten wird von Imtraud Fischer mit der Kränkung der Familienehre durch Dinas Schändung erklärt. Sie zeigt zudem auf, wie drastisch die Rache der Brüder Simeon und Levi ist, die ein ganzes Volk für die Tat eines einzelnen Mannes zur Verantwortung ziehen. Die Gewalttat an Dina wird somit zu einer Angelegenheit, die die Ehre der Männer und dementsprechend der gesamten Familie betrifft. Zudem findet sich in der Literatur zu der entsprechenden Textstelle die Meinung, dass die Geschichte ohne das drastische Einschreiten der Brüder Dinas ein gutes Ende hätte nehmen können. An dieser Stelle ergibt sich die Frage, ob das gute Ende, welches eine Heirat Dinas und Sichems bedeutet hätte, auch in Dinas Sinne gut gewesen wäre. Vor dem Hintergrund der Reaktion Jakobs auf den (vermeintlichen) Tod seines Sohnes Josef erscheint seine fehlende Reaktion auf Dinas Schicksal überraschend und erschreckend zugleich. Von Elke Seifert wird ihm an dieser Stelle ein Desinteresse an der eigenen Tochter unterstellt. Auch die Rache der Brüder scheint nicht von Interesse am Wohlergehen der eigenen Schwester geprägt. Die Söhne Jakobs erwecken den Eindruck, als seien sie lediglich an der Rache selbst interessiert.

2.3. Desinteresse an Dinas Perspektive

Das mangelnde Interesse der Männer an Dinas Perspektive und Meinung spiegelt sich auch in der Literatur wider. Dinas Sichtweise wird kaum in den Blick genommen und sie bleibt „stummes Opfer der

brutalen Opfer um sie.“² Das Verschwinden Dinas von der Bildfläche der Geschichte, wird mit der Begründung zu erklären versucht, dass Gen 34 eine Familien- oder Stammeserzählung ist, die Hamor als handelnde Person in den Mittelpunkt rückt. Es geht also weniger um Dina als um die Geschichte der beiden Stämme, und dennoch werden die Emotionen des Täters Sichem ausführlich beleuchtet. Das Verschweigen der Gefühle Dinas manifestiert auf diese Weise die Opferrolle der Frau innerhalb der Erzählung. Auch die Objektifizierung der Frau ist gut ersichtlich. Dina wird vom Objekt männlicher sexueller Begierde zum Objekt von Verhandlungen zwischen Männern und zuletzt zum Objekt kämpferischer Auseinandersetzungen zwischen ihnen.

Die Betrachtung Dinas und ihrer Perspektive mutet in einigen Kommentaren sehr negativ an. Verschiedene Autoren scheinen Dina eine gewisse Mitschuld an ihrer Vergewaltigung geben zu wollen. Unter anderem wird das Gefühl der Brüder Dinas aufgenommen, dass Dina die Ehre der Familie beschmutzt habe. Es wird hinterfragt, ob Dina bei dem Risiko, welches sie mit ihrem Fortgang aus dem Zeltlager eingegangen ist, bedacht habe, dass ihre Familie einen Bund mit Gott eingegangen ist und diesen – laut Empfinden ihrer Familienmitglieder und der Auslegenden – auf's Spiel gesetzt hat. Ein weiteres erschreckendes Beispiel aus der Literatur findet sich in der Argumentation, Sichem habe Dina nicht vergewaltigt, da er Gefühle für sie entwickelt habe und sie „es einfach mit sich geschehen“³ habe lassen. Die Hypothese, dass Dina ihre Vergewaltigung nicht als diese wahrgenommen habe, da sie die Situation möglicherweise missverstanden habe, weil auch sie möglicherweise Gefühle für den Täter entwickelt habe, erscheint unwahrscheinlich und stellt Dina als unreflektierte Person dar.

Zusammenfassend ist erkennbar, dass der Versuch, Dina in den Blick zu nehmen, in der Literatur zwar gewagt wird, er jedoch nicht annähernd als ausreichend bezeichnet werden kann. Ihr Verschwinden von

der Bildfläche und ihre damit verbundene Wortlosigkeit werden erwähnt, jedoch nur selten vertieft. Der Missstand des Verschwindens wird an vielen Stellen angeprangert, und dennoch widmet der Großteil der Forscher/innen Dina und ihren Emotionen nur wenige Zeilen. Sie wiederholen das von ihnen aufgezeigte Missverhältnis und verkörpern damit die Schwierigkeit des Sichtbarmachens Dinas und ihrer Gefühle: Der biblische Text liefert so wenig Informationen über Dina und ihre Gedanken sowie ihre Gefühle, dass jegliche Aussage hinsichtlich dieser ausschließlich aus Mutmaßungen besteht.

2.4. *Spiegel (nur) der damaligen Gesellschaft?*

Ausgehend von der Prämisse, dass die aus einer bestimmten Zeit stammende Literatur immer auch die Auffassung der damaligen Gesellschaft zu einem Thema abbildet, ergibt sich vor allem vor dem Hintergrund der zunehmenden Sensibilisierung der Gesellschaft für sexualisierte Gewalt und Missbrauch – unter anderem durch die Debatte um MeToo – die Vermutung, dass sich eine lineare Entwicklung innerhalb der Deutungsansätze feststellen lässt. Bei der chronologisch korrekten Sichtung der Kommentare sowie der Literatur zu Gen 34 in Bezug auf ihren Erscheinungszeitpunkt ergibt sich jedoch ein anderes Bild: Bereits 1934 wird die Tat Sichems an Dina als Vergewaltigung deklariert. Auch die passive Rolle, die Dina innerhalb von Gen 34 zukommt, wird zu dieser Zeit betont. 30 Jahre darauf hat sich die Wahrnehmung Dinas nicht gewandelt. Hinzu kommt, die Zuschreibung der Attribute eines Objekts. In der 20 Jahre darauf erschienenen Literatur findet sich eine andere Auslegung. An jener Stelle wird Dina die Mitschuld an ihrer Vergewaltigung gegeben und Sichems Verhalten nach der Vergewaltigung – sein Wille, Dina zu heiraten – wird positiv hervorgehoben. Jedoch tritt in dieser Zeit auch die Kritik an Jakobs Verhalten Dina

gegenüber auf und seine fehlende Reaktion auf das Schicksal seiner Tochter wird aufgezeigt. Der größte Unterschied, der sich zwischen der Literatur von 1985 und der zuvor erschienenen findet, wird durch die Bezeichnung Dinas Vergewaltigung als *erotisches Abenteuer* verdeutlicht. Ein Jahr darauf wird die Tat jedoch erneut als Vergewaltigung bezeichnet. Hinzu kommt die Berücksichtigung und nähere Betrachtung der Brüder Dinas und ihrer Rache an Sichem und seinem Volk. In der Literatur von 1994 findet sich erneut die Position der Literatur von 1955. Die Behauptung, Sichems Tat sei keine Vergewaltigung, wird an dieser Stelle durch das Argument, der junge Mann habe sich in das Mädchen verliebt und somit könne es sich nicht um eine Vergewaltigung handeln, gestützt. Die Möglichkeit, dass Sichem sich seines Fehlers bewusst ist und Dina aus Pflichtgefühl zu heiraten beabsichtigt oder um der möglichen Bestrafung zu entgehen, wird außer Acht gelassen. Diese Auslegung macht äußerst deutlich, dass die Perspektive des Auslegenden immer in den Texten erkennbar ist. Die Auslegung verrät an solchen Stellen mehr über den Auslegenden als über den ausgelegten Text. Drei Jahre darauf wird Dina innerhalb der Literatur in den Blick genommen und auch ihre Unsichtbarkeit nach der Vergewaltigung sowie der erlittene Statusverlust werden ausführlich thematisiert.

Die Literatur des aktuellen Jahrtausends ist von Unstetigkeit geprägt. Innerhalb der Literatur aus den frühen 2000er Jahren wird ein starker Fokus auf Dina gelegt. Zu dieser Zeit wird vor allem der Objektstatus Dinas hervorgehoben. Bereits 2005 findet sich erneut eine Wendung innerhalb der Literatur. Erneut wird Dina eine Teilschuld an ihrem Schicksal zugeschrieben. Beinahe lobend hervorgehoben wird an dieser Stelle zudem, dass Sichem sie ihrem Schicksal nicht überlässt, sondern Verantwortung für sie tragen will, in dem er sie ehelicht. Dass er damit seine Schuld zu tilgen versuchen könnte, bleibt auch an dieser Stelle außer Acht gelassen. Die in den Jahren 2006 bis 2010 erschienene Literatur ist in

der Auslegung erneut konform. Der Fokus liegt innerhalb der in diesem Zeitfenster erschienenen Literatur eindeutig auf der Darstellung Dinas als Opfer Sichems und Objekt der sie umgebenden Männer.

3. Mehr Sensibilität

Wie zuvor erwähnt, zeigt die Untersuchung der Literatur in einem Rezeptionsgeschichtlichen Zusammenhang, dass die Literatur nicht ausschließlich von dem zeitlichen Hintergrund, vor dem sie verfasst wurde, geprägt ist, sondern auch maßgeblich von der Ansicht und Einstellung des/der Verfassers/Verfasserin. Eine lineare Entwicklung ist nicht erkennbar. Die innerhalb der Literatur von 1934 und von 2010 vertretenen Positionen sind sich sehr ähnlich. In der Literatur der dazwischenliegenden Jahre finden sich jedoch verschiedene Positionen, die keinen linearen Entwicklungsstrang erkennen lassen. Trotz des nicht zu beobachtenden Fortschritts in der untersuchten Literatur ist zu erkennen, dass die Sensibilität für Geschichten von Missbrauch in den letzten Jahren zugenommen hat. Vor dem Hintergrund von MeToo wäre eine Argumentation wie die, dass es sich auf Grund der Liebe des Mannes zur Frau nicht um eine Vergewaltigung handeln könne, oder sogenanntes *Victim blaming* (Täter-Opfer-Umkehr oder die Beschuldigung des Opfers), welches durch die Zuschreibung einer Mitschuld an der eigenen Vergewaltigung geschieht, heute nicht mehr möglich. Die Sensibilität, welche durch Tarana Burkes #MeToo geschaffen wurde, muss auch in Auslegungen solcher Geschichten Beachtung finden.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Scharbert, Josef (1986): Genesis 12–50, S. 226.
- ² Fischer, Irmtraud (2004): Gender-faire Exegese, S. 130.
- ³ Ruppert, Lothar (2005): Genesis, S. 436.

„Rendezvous mit der Bibel“

Ein Projekt der Bibelpastoral im Erzbistum Hamburg

„Das „Rendezvous mit der Bibel“ ist eine Fortbildungs- bzw. Themenreihe zur Bibelpastoral.¹ Sie versteht sich als ein wesentliches pastorales Angebot im Erzbistum Hamburg und steht in Verbindung mit dem diözesanen Erneuerungsprozess.² Darum soll zunächst in aller Kürze der größere Zusammenhang aufgezeigt werden.

Erzbistum Hamburg: Deutschlands größte und jüngste Diözese

Am 7. Januar 2020 feierte das Erzbistum Hamburg den 25. Jahrestag seines Bestehens. In Folge der deutschen Wiedervereinigung wurde es aus den drei Regionen Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Hamburg gebildet. Damit ist es nicht nur das jüngste, sondern auch das flächenmäßig größte Bistum Deutschlands. Die geschichtliche Prägung, die große Unterschiedlichkeit von eher ländlichen Räumen und Großstädten wie Hamburg, Rostock und Kiel sowie die extreme Diasporasituation beschreiben nur einzelne Herausforderungen. Hinzukommen eine massive Überschuldung des Erzbistums und weiter schwindende finanzielle und personelle Ressourcen. Um die komplexen pastoralen, personellen und wirtschaftlichen Fragestellungen gemeinsam in den Blick zu nehmen, wurde bereits im November 2016 ein langfristiger Erneuerungsprozess begonnen. Er steht unter dem Leitwort „Herr, erneuere Deine Kirche – und fange bei mir an!“

„Kirche in Beziehung“ – als Pastorales Leitbild

Ein wesentliches Element im Erneuerungsprozess war die Formulierung einer pastoralen Vision. Die Ausgangsfrage lautete *„Wie sollen und wie können wir eine lebendige missionarische Kirche im Norden sein?“* In mehreren Etappen und unter der Beteiligung möglichst vieler Menschen, entstand ein Pastoraler Orientierungsrahmen.³ Unter dem Leitwort „Kirche in Beziehung“ beschreibt er in aller Kürze eine theologische Vergewisserung, entsprechende Haltungen und kurze missionarische Ausrichtungen.

Mit dem Pastoralen Orientierungsrahmen verbindet sich auch eine Option für die biblische „Beseelung der Pastoral“.⁴ So heißt es etwa im II. Kapitel bei den Haltungen: *„Unser Auftrag beginnt bei uns selbst, indem wir uns als Einzelne und als ganze Kirche jeden Tag neu am Evangelium Jesu Christi ausrichten.“* (II.,1) und *„Als Kirche mitten in der Welt hören, entdecken und lernen wir. Wir hören, was Menschen bewegt. Mit ihnen suchen wir nach Spuren der Präsenz Gottes. Wir lernen gemeinsam mit ihnen, das Evangelium der Barmherzigkeit und Menschenfreundlichkeit Gottes zu leben“* (II., 11).

Eine biblisch orientierte Glaubenskommunikation

Bei einem Bistumstag im November 2019 verkündete Erzbischof Heße Entscheidungen für zukünftige Schwerpunkte der Arbeit im Erzbistum Hamburg und betonte u.a.: *„Unabhängig von der sinkenden Zahl an Hauptamtlichen wird die Pastoral zukünftig viel stärker als heute vom Ehrenamt geprägt sein. Hier sind verschiedene Maßnahmen zur Förderung anzustoßen. Für die Hauptamtlichen bedeutet dies: Sie werden besonders in der Begleitung und Betreuung dieser Ehrenamtlichen gebraucht. Für eine gute Ehrenamtsarbeit*

sind Glaubenserfahrung und ein Glaubenswissen notwendig. Denn nur wer seinen Glauben kennt, lebt und feiert, kann darüber ins Gespräch kommen, kann auch andere für die Sache Gottes begeistern, kann wahrhaft missionarisch tätig sein. Aus der Taufe und Firmung heraus sollen so alle in der Kirche ihre Charismen entfalten können, unterstützt durch Hauptamtliche.“⁵

Zu Recht hebt Erzbischof Heße hier die wichtige Aufgabe der Begleitung einer erwachsenen Glaubenskommunikation und den unverzichtbaren Zusammenhang von Glaubenserfahrung und Glaubenswissen hervor. Und es gilt auch, dass Getaufte zunächst vor allem Subjekte der Verkündigung sind und nicht nur Objekte. Vor allem das Alltagsleben der Menschen und ihre Lebens- und Glaubenserfahrungen sind Fundstellen Gottes.

Die Bibel ist Schwarzbrot – mit Widerständen rechnen

Für eine Glaubenskommunikation, die Erfahrungen ermöglichen und ins Gespräch bringen und Wissen vertiefen will, ist die Bibel als wesentliche Urkunde des Glaubens eine unverzichtbare Quelle. Wer in der pastoralen Praxis mit der Bibel arbeitet, muss allerdings mit Widerstand rechnen. Die Bibel ist für viele Menschen heute vor allem zunächst ein Buch mit sieben Siegeln. Wenn die Bibel in der Pastoral eine bedeutende Rolle spielen soll, gilt es die vielfältigen Barrieren aufzubrechen und abzubauen: kulturelle, geschichtliche, zeitliche, sprachliche usw. Um sie zu überwinden, braucht es sowohl intellektuelle, wie auch existentielle Zugänge zu den Texten. Bevor ich mich fragen kann, was ein biblischer Text für mich und mein Leben bedeuten kann, muss ich zunächst verstehen bzw. fragen, was er in seiner Zeit für die Verfasser/innen und die Leser/innen bedeutet hat.

Eine biblische Ausrichtung der Pastoral braucht biblisch-theologische Bildung

Bibelpastoral ist darum mehr, als eine Vielfalt an Methoden und Zugängen zur Bibel anzubieten. Sie führt Menschen in die Welt des Bibeltextes ein und vermittelt z.B. Wissen über die Entstehung und Hintergründe eines Textes. Ohne ein biblisches Grundwissen bleibt eine Bibelpastoral kraftlos. Und zugleich braucht eine biblisch-theologische Auseinandersetzung immer auch die pastorale bzw. die existentielle Perspektive, sonst ist biblische Theologie in Gefahr sich in einen Elfenbeinturm zurückzuziehen. Eine biblisch ausgerichtete Pastoral wird sich darum bemühen, dass bibelwissenschaftliche Erkenntnisse in die pastorale Praxis Eingang finden.

Ermutigung und Ermächtigung zum Umgang mit der Bibel

Isaac Newton wird folgender Satz zugeschrieben: *„Wir müssen das Evangelium nicht lesen, wie ein Notar ein Testament liest, sondern so, wie es der rechtmäßige Erbe liest!“* Ein solcher Zugang erfordert es, die biblischen Texte noch deutlicher von den Lebenssituationen, den aktuellen Fragen und Themen der Menschen, den Zeichen der Zeit her (neu) zu entdecken, zu verstehen, zu deuten, zu verkünden. Solch existentielle Aneignung braucht eine entsprechende Anleitung und Begleitung. Daher legt eine biblisch beseelte Pastoral Wert auf Ermutigung, wie auf Ermächtigung zum eigenständigen Umgang mit der Bibel. Hierfür sind entsprechende Formate zu entwickeln, die sowohl die Lektüre Einzelner, wie auch die Auseinandersetzung mit der Bibel in einer Gemeinschaft im Blick haben. Im Sinne einer ganzheitlichen Bildung zielen sie Kopf- und Herzensbildung an und berücksichtigen die Bedürfnisse der verschiedenen Altersstufen und Lebenssituationen. Erzbischof Heße: *„Dazu braucht es Formen der Gemeinschaft; ich denke an*

lebendige Glaubens-, Bibel oder Gebets- wie auch Familienkreise und sicher auch neue Formen an den Orten kirchlichen Lebens, in den geistlichen Gemeinschaften und den Orden.“⁶

Das Projekt „Rendezvous mit der Bibel“ als gemeinsames Projekt von lokaler und diözesaner Ebene

Eine Idee, diese Überlegungen in konkretes Handeln zu übersetzen, ist das Projekt „Rendezvous mit der Bibel“. Darin verwirklicht sich auch ein verändertes Zusammenwirken von diözesaner und lokaler Ebene im Erzbistum Hamburg. In der Vergangenheit wurden diözesane Bildungsangebote überwiegend in einer „Komm-her-Struktur“ organisiert. Im Rahmen von Fortbildungsprogrammen wurden Seminare etc. für ehrenamtlich und hauptamtlich Engagierte zentral in verschiedenen Bildungshäusern angeboten. Einzelne Personen konnten somit an qualitativ hochwertigen Fortbildungen teilnehmen, motivierte Gleichgesinnte treffen und sich persönlich fortbilden. Im Zuge des Erneuerungsprozesses wurde darüber nachgedacht, wie solche Fortbildungsformate mehr auf der Ebene der Pfarreien angesiedelt werden können, um noch deutlicher einer „Geh-hin-Vorgehensweise“ zu entsprechen. Es geht dabei auch darum, nicht nur Einzelpersonen fortzubilden, sondern mehr Menschen und Teams zu erreichen, die gemeinsam vor Ort Kirche sind.

Die Idee des „Rendezvous mit der Bibel“ greift dieses Anliegen auf. Diese Fortbildungs- bzw. Themenreihe stellt verschiedene Zugänge, Methoden und Themen zur Bibel vor. Das Angebot richtet sich an alle, die Freude und Interesse an der Begegnung mit der Bibel haben und (neue) Zugänge kennenlernen wollen. Jeweils am zweiten Mittwoch im Monat findet parallel an unterschiedlichen Orten im Erzbistum ein „Rendezvous mit der Bibel“ statt. In der Regel handelt es sich dabei um eine Abend-

veranstaltung von etwa zwei Stunden in einem Gemeindekontext. Die diözesane Ebene übernimmt die Rolle der Organisation, koordiniert die Termine, organisiert die verschiedenen Referenten/innen und das entsprechende Informationsmaterial (Plakate, Einladungen, Flyer), so dass die Pfarrei vor Ort „nur“ den Veranstaltungsort zur Verfügung zu stellen braucht. Die Verantwortlichen vor Ort, sind entweder ehrenamtlich Engagierte aus dem Kreis der Gemeindeteams oder des Pfarrpastoralrates und teilweise auch hauptamtliche pastorale Mitarbeiter/innen.

Themen bilden Entwicklung ab

Im Jahr 2020 findet der zweite Durchgang des „Rendezvous mit der Bibel“ statt, so dass sich im Vergleich zum ersten Durchgang von 2019 bereits interessante Beobachtungen machen lassen. Insgesamt ist die Beteiligung der Gemeinden deutlich gestiegen, so dass es im Jahr 2020 fast doppelt so viele „Rendezvous mit der Bibel“ gibt, wie im Vorjahr. Mit Abstand die meisten Veranstaltungen finden in der Region Schleswig-Holstein statt. Auch inhaltlich ergibt sich für den zweiten Durchgang eine interessante Entwicklung: In der Vorbereitung der Reihe ist es so, dass den verantwortlichen Partnern/innen vor Ort eine ganze Liste mit möglichen biblischen Themen und methodischen Zugängen zur Verfügung gestellt wird. Aus dieser Liste können die Verantwortlichen auswählen, oder alternativ natürlich auch eigene Themenwünsche einbringen. Bei der Reihe von 2019 ging es vielen Gemeinden vor allem darum, verschiedene kreative Methoden kennenzulernen, wie etwa Bibliodrama, Bibliolog, biblische Erzählfiguren, Methode 3D, Bibel und Film usw. Für die aktuelle Reihe⁷ fällt auf, dass aus den angebotenen Themen einzelne Aspekte verstärkt nachgefragt wurden. Mit gleich sechs Veranstaltungen ist das z.B. das Thema „*Offen für Veränderung sein – Impulse für die Kirche von heute aus der Apostelgeschichte*“. Aber auch weite-

re Themen wurden mehrfach gewählt, wie z.B.: „*Vom Geist geleitet – verschiedene Modelle von Gemeindeleitung bei Paulus*“, „*Macht und Kirche – menschliche Phänomene biblisch betrachtet*“, oder „*Frauen in der Bibel – kraftvoll und stark*“. Diese Themenwünsche spiegeln bestimmte Prozesse im Erzbistum Hamburg wider, wie sie sich etwa aus der Bildung großer Pastoraler Räume oder den aktuellen Modellprojekten zu neuen Leitungsmodellen ergeben. Und sie benennen Themen, die die katholische Kirche insgesamt betreffen und die u.a. im Synodalen Weg thematisiert werden. Beim „Rendezvous mit der Bibel“ werden diese Themen gewissermaßen konzentriert im gemeindlichen Kontext thematisiert und biblisch-theologisch zur Sprache gebracht.

Pastorale Herausforderungen der Gegenwart – Inspiration aus der Bibel

In der Bibel finden sich Handlungsmodelle, die die heutige pastorale Praxis inspirieren können. Die Verfasser/innen der biblischen Texte liefern aber nicht einfach Informationen über bestimmte Sachverhalte, sondern wollen eine Deutungsperspektive auf eine bestimmte Situation anbieten. Hierbei nehmen sie die Leser/innen in einen Kommunikationsprozess mit hinein. Dieser zielt letztlich darauf ab, die Leser/innen zu einem entsprechenden Handeln zu motivieren. Die gegenwärtige pastorale Situation ist stark geprägt von Veränderungsprozessen, die sich vor allem auf die Strukturen und Sozialformen der Pfarreien, Gemeinden und Orte kirchlichen Lebens beziehen. Mit der Bibel lässt sich (neu) in den Blick nehmen, dass die Pastoral vor allem der Kommunikation der frohen Botschaft verpflichtet ist und nicht dem Erhalt bestimmter zeitbedingter Sozialformen. In ihr sind alle wesentlichen Erfahrungen, Botschaften, Herausforderungen, Zumutungen und Ermutigungen überliefert, die für Einzelne wie für die Gemeinschaft der Glaubenden heute Orientierung anbieten.

Vertrauen auf die Kraft des Wortes Gottes

Die Bibel ist nicht irgendein antiker Text, sondern wird als Gotteswort im Menschenwort verstanden. Als solches ist in ihm Gott selbst wirkmächtig. Die Schrift wirkt und bewirkt etwas. Im Lesen des Wortes Gottes kann sich für die Leser/innen eine Begegnung mit Gott ereignen. Die Lebensgeschichten der Leser/innen können sich mit den (Heils)Geschichten der biblischen Texte verweben. Durch eine kluge, vielfältige, kreative und situationsbezogene Bibelpastoral lässt sich eine solche Gottesbegegnung fördern, indem Erfahrungsräume mit den Texten und der eigenen Lebensgeschichte eröffnet werden. Doch letztlich muss hier an die biblische Erfahrung der Unverfügbarkeit Gottes erinnert werden. Nicht die Bibelpastoral bewirkt eine Gottesbegegnung, sondern Gott selbst handelt. Er tritt in seinem Wort mit dem Menschen in Beziehung. Insofern ist die Bibel in ihrer „Sprengkraft“ unbedingt ernst zu nehmen, denn „*lebendig ist das Wort Gottes, wirksam und schärfer als jedes zweischneidige Schwert ...*“ (Hebr 4,12).

Ausblick – Was kommt nach dem Rendezvous?

Ein Rendezvous ist zunächst eine einzelne Verabredung, oder – wie es der Duden definiert – ein „*verabredetes Treffen von Verliebten*“. Das beschreibt bereits, was auch Absicht beim „Rendezvous mit der Bibel“ ist: Menschen neugierig auf die Bibel zu machen und dazu einzuladen, sich mit der Bibel und der eigenen Gottesbeziehung auseinanderzusetzen. Dabei ist u.a. zu entdecken, wie ich ein geliebtes Geschöpf Gottes bin, wie ich mit anderen meine Gottesebenenbildlichkeit leben und wirksam werden lassen kann. Wenn aber aus einem einzelnen Rendezvous eine langfristige Beziehung wachsen soll, braucht es sicherlich mehr als nur punktuelle Begegnungen. Darum sind aufbauende Schritte bereits in

Planung. Neben der Fortsetzung dieser erfolgreichen Reihe, soll u.a. ergänzend eine modularisierte Fortbildungsreihe folgen, die ehren- und hauptamtlich Engagierten methodische und theologische Kompetenzen zur Begleitung von Bibelgruppen vor Ort vermittelt und die die Akteure/innen miteinander vernetzt.

Anmerkungen:

- ¹ Einzelne Elemente dieses Artikels greifen Gedanken auf, die bereits hier formuliert wurden: Jens Ehebrecht-Zumsande/Andreas Leinhäupl, Bibel-pastorale Aussichten. Zehn Thesen zu einer biblischen Ausrichtung und Beseelung der Pastoral, in: Ehebrecht-Zumsande, Jens/ Leinhäupl, Andreas (Hg.), Handbuch Bibel-Pastoral. Zugänge – Methoden – Praxisimpulse. Ostfildern 2018, S. 282ff.
- ² Weitere Informationen zum Erneuerungsprozess finden sich hier: www.erzbistum-hamburg.de/erneuerungsprozess
- ³ Der Text des Pastoralen Orientierungsrahmens sowie weiteres Begleitmaterial findet sich hier: www.erzbistum-hamburg.de/por
- ⁴ Siehe hierzu: Papst Benedikt XVI.: Nachsynodales Apostolisches Schreiben Verbum Domini über das Wort Gottes im Leben und in der Sendung der Kirche, 2010, Nr. 73.
- ⁵ Der komplette Text der Ansprache von Erzbischof Stefan zur Vorstellung der Ergebnisse der Geistlichen Unterscheidung im Hamburger St. Marien-Dom am 9. November 2019 findet sich hier: https://www.erzbistum-hamburg.de/Erzbischof_Predigten-und-Texte
- ⁶ Ebd.
- ⁷ Der aktuelle Veranstaltungsflyer findet sich hier: <https://www.erzbistum-hamburg.de/ebhh/pdf/2020/20-01-Rendezvous-mit-der-Bibel.pdf?m=1579611584>

Erich Garhammer

„Roma locuta - causa non finita“

Zwölf Vorschläge für den Weg der Reform der Kirche nach der Amazonien-Synode

1. Es wäre so einfach gewesen, wenn Papst Franziskus in seinem nachsynodalen Schreiben „Querida Amazonia“ „personae probatae“ (darin sind auch die Frauen inkludiert) für die Leitung in der Kirche anerkannt hätte. Dabei wäre allerdings die Lösung des Problem gewesen: die restaurativen Kräfte hatten sich schon formiert, um ein Amtsenthebungsverfahren einzuleiten. Diesen Dienst wollte ihnen Franziskus nicht erweisen. Aber hat er nicht einen viel höheren Preis bezahlt, weil er gerade die reformwilligen Gläubigen – und das nach dem Missbrauchsskandal – mit den Problemen in der Kirche alleine lässt?

Mir scheint der Weg der Lösung ein anderer zu sein: „Roma locuta - causa non finita, sondern jetzt geht das Denken richtig (!) los“, so hat einmal der Theologe Bernhard Welte formuliert. Wie könnte dieser Weg aussehen, wie könnte das Denken und Handeln in die richtige Richtung gehen?

2. Papst Franziskus hat selber einen Weg gewiesen: „Ich habe die Wortmeldungen auf der Synode gehört und die Beiträge der Arbeitsgruppen mit Interesse gelesen. Mit diesem Apostolisches Schreiben möchte ich zum Ausdruck bringen, welche Resonanz dieser Weg des Dialogs und der Unterscheidung in mir hervorgerufen hat. So werde ich hier nicht alle Fragen entfalten, die im Schlussdokument ausführlich darge-

legt wurden. Ich habe auch nicht vor, es hiermit zu ersetzen oder zu wiederholen. Ich möchte nur einen groben Rahmen für die Reflexion bieten, um in der Wirklichkeit Amazoniens einer *Zusammenschau* einiger großer Anliegen konkret Gestalt zu geben, die ich schon in meinen früheren Dokumenten aufgezeigt habe und die eine Hilfe und Orientierung für eine harmonische, schöpferische und fruchtbare Rezeption des ganzen synodalen Weges sein kann ... Alles, was die Kirche anzubieten hat, muss an jedem Ort der Welt auf eigene Art Fleisch und Blut annehmen, in einer Weise, dass die Braut Christi vielfältige Gesichter erhält, die den unerschöpflichen Reichtum der Gnade besser ausdrücken. Die Verkündigung muss Fleisch und Blut annehmen, die Strukturen der Kirche müssen Fleisch und Blut annehmen."

Mit diesen Sätzen gibt der Papst seinem Schreiben eine Leserichtung vor: Es geht um die Inkarnation des Evangeliums in je spezifischer Form und angesichts der Dringlichkeit der Probleme. Dabei ist das Schlussdokument der Synode nicht aufgehoben, im Gegenteil: Der Papst schlägt vor, für die unterschiedlichen Ortskirchen unterschiedliche Lösungen zu finden- je nach Erfordernis und in Absprache mit Rom.

3. Das Schlussdokument der Bischofssynode vom 25. Oktober 2019 „Amazonien: Neue Wege für die Kirche und eine ganzheitliche Idee“ hatte festgehalten:

Die Kirche in Amazonien möchte, dass „die Räume für eine wirksamere weibliche Gegenwart in der Kirche noch erweitert werden“ (EG 103). „Schränken wir den Einsatz der Frauen in der Kirche nicht ein, sondern fördern wir ihre aktive Rolle in der kirchlichen Gemeinschaft. Wenn die Kirche die Frauen verliert, in ihrer totalen und realen Dimension, riskiert sie, unfruchtbar zu

werden“ (Papst Franziskus, Treffen mit dem brasilianischen Episkopat, Rio de Janeiro, 27. Juli 2013).

Das Lehramt der Kirche hat seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil den führenden Platz hervorgehoben, der den Frauen in der Kirche zukommt: Wir bitten darum, das Motu proprio des Heiligen Papstes Paul VI., „Ministeria quaedam“, zu überprüfen, damit auch angemessen ausgebildete und vorbereitete Frauen die noch weiter zu entwickelnden Dienstämter des Lektorats und Akolythats wahrnehmen können. Im neuen Kontext von Evangelisierung und Pastoral in Amazonien werden die meisten katholischen Gemeinden von Frauen geleitet. Im Dienst an den sich wandelnden Anforderungen für die Evangelisierung und die Begleitung der Gemeinden bitten wir darum, dass man ein Dienstamt für die „Leiterin einer Gemeinde“ einrichte und institutionell anerkenne.

Viele kirchliche Gemeinden im Amazonasgebiet haben enorme Schwierigkeiten, Zugang zur Eucharistie zu erlangen. Manchmal vergehen nicht nur Monate, sondern sogar Jahre, bevor ein Priester wieder in die Gemeinde kommt, um Eucharistie zu feiern, das Sakrament der Versöhnung oder die Krankensalbung zu spenden. ..In Anbetracht dessen, dass die legitime Vielfalt der Gemeinschaft und Einheit der Kirche keinen Schaden zufügt, sondern sie vielmehr zum Ausdruck bringt und ihr dient (LG 13; OE 6), wie die Vielzahl von Riten und die verschiedenartigen Ordnungen bezeugen, schlagen wir vor, dass die zuständige Autorität im Rahmen von „Lumen gentium“ Nr. 26 solche Kriterien und Ausführungsbestimmungen festlegt, nach denen geeignete und in der Gemeinde anerkannte Männer zu Priestern geweiht werden können. Diese sollten das Amt des ständigen Diakons wirksam wahrgenommen und eine angemessene

Ausbildung zum Priesteramt erhalten haben, aber auch mit ihrer legitimen, stabilen Familie zusammenleben. So könnten sie durch die Verkündigung des Wortes und die Feier der Sakramente in den entlegensten Gebieten Amazoniens das Leben der christlichen Gemeinden aufrechterhalten. Einige haben in diesem Zusammenhang auch dafür plädiert, das Thema auf weltkirchlicher Ebene zu behandeln.

4. Diesen Weg erachtet nun Papst Franziskus als weltkirchlich nicht gangbar. Die Störmanöver im Vorfeld der Veröffentlichung des nachsynodalen Schreibens haben das mehr als heftig signalisiert.
5. Damit aber ist die Tür nicht zugeschlagen, sondern die einzelnen Ortskirchen sind aufgefordert, ihre Resonanzen auf die Amazonien-Synode zu formulieren und das Evangelium ortsspezifisch Fleisch und Blut werden zu lassen.
6. Der gerade begonnene synodale Weg eröffnet dafür eine Möglichkeit. Sollte man nicht zur anvisierten Einmütigkeit kommen, ist auch dieser Weg nicht gescheitert. Mindestens die Hälfte der deutschen Bischöfe hat sich nach der Amazoniensynode für die Möglichkeit der *virī probati*, für eine Aufhebung des Zölibats und für eine Öffnung der kirchlichen Ämter für Frauen ausgesprochen.
7. Diesen Weg hat ihnen nun der Papst nicht abgenommen, sie dürfen (müssen) ihn nun selber gehen und können ihn in ihren Diözesen umsetzen – mit guten Argumenten und in Absprache mit Rom.
8. Die Befürchtung, dass es dadurch zur Spaltung zwischen den einzelnen Diözesen komme, muss dabei nicht abschrecken. Es gibt aktuell unter dem Deckmantel der Einheit höchst unterschiedliche Realitäten in den Bistümern Deutschlands: Pastoral und Führungsstil unterscheiden sich jetzt schon diametral. Diese Unterschiede brauchen dann nicht mehr gekittet zu werden, sondern sollen deutlich werden. Dann müssen sich einzelne Bischöfe bei ihren Gläubigen für ihren Weg rechtfertigen – mit Argumenten und nicht mit leicht durchschaubaren Ausweichmanövern.
9. Dieser Weg muss theologisch fundiert sein: hier sind weder Zynismus noch Utopismus oder Alarmismus hilfreich, sondern ein hoffnungsreicher Realismus. Der Philosoph Hans Blumenberg hat einmal gewarnt: Wer seine eigene Lebenszeit mit der Weltzeit verwechsle, neige zu totalitären Lösungen.
10. Nun warten allerdings in der deutschen Kirche schon zwei Generationen seit dem 2. Vatikanischen Konzil und der Würzburger Synode auf angemessene Lösungen in der Ortskirche. Das ist zwar nicht die von Blumenberg zitierte „Weltzeit“, aber eine Wartezeit, die endlich beendet werden sollte.
11. Zudem sind bestimmte Begründungen des Lehramts, etwa die „*similitudo naturalis*“ des Mannes mit Christus als Ausschluss für Frauen von den Ämtern nicht mehr valide, sondern längst überholt. Das müsste offen benannt werden. Der Theologe Michael Seewald hat dafür nicht den Weg der Obliviszierung oder Innovationsverschleierung vorgeschlagen, sondern den Weg des Autokorrekturmodus: Kirche kann umdenken, dazu lernen und kann es sogar offen zugeben. Das bringt mehr Anerkennung als starres Mauern. Begründungen müssen heute epistemisch einsichtig sein und nicht nur juristisch verordnet (vgl. Michael Seewald, Reform. Dieselbe Kirche anders denken, Freiburg 2019).
12. Ein historisches Beispiel für Reform sei noch paradigmatisch angeführt: Bi-

schof Valerius, der damalige Bischof von Hippo, erlaubte Augustinus, obwohl nur die Bischöfe das Predigtrecht besaßen, das Predigen. Aufgrund der besonderen Qualitäten von Augustinus wich Valerius von der bisher üblichen Praxis ab, derzufolge nur Bischöfe predigen durften, und erteilte Augustinus den Auftrag *coram se in ecclesia euangelium praedicandi ac frequentissime tractandi* (in seiner Anwesenheit in der Kirche das Evangelium zu verkündigen und sehr oft auszulegen). Possidius zufolge rechtfertigte Valerius dies mit dem Hinweis auf die Gewohnheiten der Kirchen im Osten und verwies auf die *utilitas ecclesiae* (die Nützlichkeit für die Kirche), die gewährleistet sei, *dummodo factitaretur a presbytero, quod a se episcopo imponeri minime posse cernebat* (solange von einem Priester jetzt regelmäßig das getan werde, was seiner Einschätzung nach von ihm als Bischof keineswegs geleistet werden konnte). Dieses Beispiel machte schnell Schule, so dass auch an anderen Orten Priester mit Erlaubnis der Bischöfe zu predigen begannen (vgl. Possidius, *Vita Augustini* 5,5). Bischof Valerius ist nicht nur der Entdecker des Talents von Augustinus, er hat ihm auch in der Kirche von damals trotz anderer Rechtslage einen Ort verschafft. Das Beispiel des Valerius machte schnell Schule: Etliche Bischöfe erlaubten es begabten Priestern, in ihrer Anwesenheit das Evangelium auszulegen.

Augustinus selber plädierte für Pluralität in den Ortskirchen. Zentral sei lediglich die jährliche Feier der Leiden, der Auferstehung, der Himmelfahrt unseres Herrn, der Herabkunft des Heiligen Geistes oder was sonst die ganze Kirche, wo immer sie sich ausgebreitet hat, beobachtet. Dann fährt er fort: „Andere Gebräuche sind verschieden nach Gegend, Land, Ortschaft. So fasten einige am Sabbat, andere nicht. Einige empfangen täglich den Leib und das Blut

des Herrn, andere nur an bestimmten Tagen. An einigen Orten unterbleibt das heilige Opfer keinen Tag, an anderen wird es nur am Sabbat und am Sonntag, an anderen wieder nur am Sonntag dargebracht. Diese und ähnliche Gebräuche derart können nach freier Wahl beobachtet werden. Ein verständiger und ernsthafter Christ hält nun nicht den einen Gebrauch für besser, den anderen für schlechter, sondern er schließt sich dem Brauch der Gemeinde, bei der er sich gerade befindet, an. Denn was offenbar weder gegen den Glauben noch gegen die guten Sitten verstößt, das ist als indifferent zu betrachten und muß beobachtet werden, im Anschluß an jene, bei denen man sich befindet“ (Aurelius Augustinus, Antwort auf die Fragen des Januarius, Nr. 54: BKV 29, 209).

Augustinus geht es nicht um Einheitlichkeit um jeden Preis, sondern um den Respekt vor ortskirchlichen Besonderheiten. Was Valerius und Augustinus recht war, sollte den Bischöfen von heute billig sein.

Katholische Männerarbeit als theologie- produzierender Ort

Einleitung

Wenn in der katholischen Kirche über Männerarbeit gesprochen wird, dann oft mit dem abwiegelnden Hinweis, diese Kirche sei doch sowieso eine Männerkirche, darum brauche man keine eigene Männerarbeit. Der Anschein gibt dem Einwand recht, verkennt jedoch die Verwechslung zwischen der Leitung der Kirche und den Anforderungen in der konkreten Pastoral. Eine genaue Betrachtungsweise kommt dann auch zu anderen Ergebnissen. Dazu im Folgenden ein Dreischritt aus Faktencheck, theologischer Vertiefung und Forderungen, die sich daraus ergeben.¹

1. Faktencheck

Hohe Austrittszahlen von Männern aus der Kirche

2018 waren rund 53 % Frauen Mitglieder der katholischen Kirche und nur 47 % Männer. Der prozentuale Anteil der aus der katholischen Kirche ausgetretenen Männer lag hingegen bei 57 %. Die niedrigere Zugehörigkeit von Männern zur Kirche, bei gleichzeitigem höherem Austrittsverhalten, verstärkt die Tendenz, dass zukünftig insgesamt weniger Männer als Frauen Mitglieder der Kirche sein werden. Fast die Hälfte (47,8 %) der Austritte betrifft dabei die Alterskohorte der 25-39jährigen.

Dort, wo es Angebote der Männerseelsorge gibt: Väter-Kinder-Zeltlager, Väter in Kitas-Angebote, Männerwallfahrten, geistliche Wochenenden, Einkehrtage, Männer im Übergang von Beruf in den Ruhestand etc. wird vermutlich eine hohe Kirchenbindung erzeugt. Überzeugende Seelsorger, Kursleiter, Therapeuten und Sozialarbeiter bieten Männern authentische Identifikationspersonen und eine höhere Wahrscheinlichkeit des Verbleibens als Mitglied in der katholischen Kirche.

Männerspiritualitäten

Männer haben je eigene Weisen, ihren Glauben zu leben. Dieser ist vielfältig und kann viele Anlässe haben und unterschiedliche Ausdruckformen finden. An den Schwellen biographischer Entwicklung sind sie ansprechbar. Nicht allein psychisch wollen diese Situationen im Kontakt mit anderen Männern bewältigt werden, sondern auch religiöse Orte finden. Männer können oftmals draußen, unterwegs, in Bewegung, in der Natur ihre religiösen Erfahrungen machen. Hierbei entwickeln sie eigene auch liturgische Ausdrucksformen, die im Dialog mit anderen Männern geteilt werden wollen. Behutsame, einfühlsame Begleitung dieser Religiositäten ist dabei hilfreich.

Männerförderung und Frauenförderung

Nicht nur Familienformen sind bunter geworden. Auch die Erwartungen und gelebte Formen von Väterlichkeit und partnerschaftliche Tätigkeit im Haushalt beispielsweise haben sich grundlegend verändert. In vielen Diözesen gibt es Frauenbeauftragte und berechnete Förderprogramme für Frauen in Führung und Leitung. Gleichzeitig gibt es selten einen gleichzeitigen Blick auf Männer, z.B. in der Form eines Männer- bzw. Väterbeauftragten. Männer sind weitgehend mit den Transformationsprozessen eigener Männer- und

Vaterbilder auf sich gestellt. Männerseelsorger, dort, wo es sie gibt, arbeiten hier zwar maßgeblich mit an diesen Prozessen, die letztendlich zu mehr Zufriedenheit in Beruf, Partnerschaft und Familie führen. Aber die männlichen kirchlichen Mitarbeiter sind in dieser Hinsicht bisher wenig im Blick.

Missbrauch an Jungen und jungen Männern

Die MHG-Missbrauchsstudie von 2018 hat gezeigt, dass 63% der Betroffenen männlichen Geschlechts sind. Zwar sind die Maßnahmen zur Prävention und Intervention in den Bistümern verbessert worden, auch haben Betroffene die Möglichkeit, Entschädigungen zu erhalten und Therapien finanziert zu bekommen. Dennoch ist die Zahl betroffener Männer, die in der Kirche ihre Heimat haben oder suchen, laut MHG-Studie weitaus höher. Um ihnen eine Möglichkeit zu geben, sich mit dem an ihnen begangenen Unrecht anderen zu öffnen, sind die Angebote für Männer in den Diözesen ein hervorragender Ort, damit Männer in geschützter Atmosphäre zu Wort kommen können.

Rechtspopulismus ist (mehrheitlich) männlich

Nicht nur, aber besonders in den östlichen Bundesländern wählen überwiegend Männer rechtspopulistisch. Zwar haben in katholischen Kerngebieten, z.B. in Thüringen die Katholiken bei der Landtagswahl im November 2019 nicht rechtspopulistisch gewählt, doch kann man auch am rechten Rand des katholischen Milieus Tendenzen für eine Sympathie mit diesem Meinungsspektrum erkennen, dessen problematische Teile eine Verachtung für die Demokratie und mangelnde Toleranz gegenüber Minderheiten sind. Männerseelsorger und Männerbeauftragte haben die Möglichkeit, solche Männer zu erreichen, z.B. in

geschlechtshomogenen Gruppen, um offen über Probleme und Sorgen derjenigen zu sprechen, die sich benachteiligt fühlen und es oftmals auch sind. Männerarbeit ist somit ein Dienst am Gemeinwohl und eine Stärkung einer wertorientierten Kirche, die jegliche Ausgrenzung von Minderheiten ablehnt, aber auch die Sorgen und Probleme der Männer ernstnimmt.

Gewalt an und von Männern

Physische Gewalt ist ein Problem von Männern und für Männer. Die meisten Gewalttäter sind Männer und die meisten Opfer von Gewalt sind ebenfalls Männer. Für beide männlichen Personengruppen gibt es bisher noch sehr wenige Angebote. Das Engagement des *Sozialdienstes katholischer Männer (SKM)* in dieser Sache ist zwar gestiegen, sodass es einige Beratungsstellen für Männer in Krisen gibt, aber das reicht bei weitem nicht. Auch hier kann die Männerseelsorge und -arbeit einen wichtigen Beitrag leisten, damit Männer sich ihrer eigenen Verletzlichkeit und des Missbrauchs ihrer Verletzungsmacht bewusstwerden und professionelle psychologische Hilfe in Anspruch nehmen.

Männer in psychischen Krisen

Die Zahl der Männer, die sich an Beratungsstellen wenden, wird größer. Umso kritischer ist, dass es immer noch zu wenig Anlaufstellen für Männer in Deutschland und den Diözesen gibt. Männer in psychischen Krisen zeigen aber oftmals andere Symptome als Frauen. Deshalb ist eine flächendeckende Beratungsstruktur für Männer (über Gewaltberatung hinaus) erforderlich. Die katholische Kirche kann hierbei wie bei anderen Beratungsangeboten Vorreiter sein. Männerberatung muss dabei ein eigenständiger Bereich werden, damit sie von Männern in größerer Anzahl in Anspruch genommen wird.

Die Grenzen zwischen gemeindlicher, überregionaler und diözesaner Seelsorge verschwimmen zusehends. Personalmangel in der Pastoral, auch Priestermangel (60 Priesterweihen 2018 in Deutschland, von denen erfahrungsbasiert zwischen 30 und 50 Prozent in den ersten fünf Jahren ihren Dienst aufgeben), Mitgliederschwund (2018 traten 216.000 Menschen aus der Kirche aus) zwingen die Kirche zu neuen pastoralen Wegen. Die verbleibenden hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bewegen sich in einem Spagat zwischen hohem Anspruch an Professionalität in Einzelbereichen der Seelsorge (Beerdigung, Hochzeit, Jugendarbeit, Männerarbeit etc.) und der Anforderung, auch Generalistinnen und Generalisten für viele Belange der Seelsorge zu sein. Will die Kirche das professionelle seelsorgliche Tun nicht noch mehr profanen Anbietern überlassen, muss sie ihr Personal in bestimmten Bereichen durch Aus- und Fortbildung professionell qualifizieren. Die Befähigung für die Arbeit in der Männerseelsorge gehört angesichts des zunehmenden „Männerschwunds“ in der Kirche unbedingt dazu.

Förderung des männlichen Ehrenamts

Dass die katholische Kirche eine von hauptamtlichen Männern (ausschließlich Priestern) geleitete, aber ehrenamtlich von Frauen getragene Frauenkirche ist, gehört mittlerweile zum Allgemeinut kircheninterner Analyse. Männer scheinen sich für ehrenamtliche Tätigkeiten in der Kirche weniger zu interessieren. Deshalb wäre es dringend erforderlich, Programme zur Förderung von Männern für ehrenamtliche Tätigkeiten, insbesondere für ihre eigene Geschlechtsgruppe zu entwickeln.

2. Männerarbeit als theologieproduzierender Ort

Geburtshelfer von Sinn

Viele Strategiedebatten innerhalb der Kirche zielen direkt auf Evangelisierung oder sogar Neuevangelisierung ab. Mit der pastoralen Erfahrung kirchlicher Männerarbeit ist dies in vielen Fällen jedoch nicht sehr vielversprechend. Kirche als Geburtshelferin von Sinn wird vielfach nur noch am Rande wahrgenommen. Für die Suche nach Antworten auf die Wechselfälle des Lebens oder als Sinnquelle kommt sie direkt zunächst für viele nicht in Betracht. Die aufgeführten Themenfelder und Problemstellungen der katholischen Männerarbeit zeigen hingegen einen anderen Weg. Über die Lebenskontexte oder ihrer Biographie gelangen Männer an wesentliche Fragen ihres Lebens und somit auch an die Frage ihrer Religiosität.

Religion als Kunst

Religion, definiert als die Kunst, mit Kontingenz, Selbstzweifel und mitunter Befremden an der eigenen Existenz umzugehen, kann hingegen aktueller nicht sein. Dies kann sie aber nur, wenn sie das Image ablegt, unumstößliche, selbstgewisse Antworten zu geben. Christliche Religion muss sich dafür lediglich ehrlich machen und bekennen, dass sie zwar viel Glaubenserfahrung in ihrer Geschichte angesammelt hat, aber dennoch auf dem Weg ist und noch nicht am Ziel. Das 2. Vatikanische Konzil spricht deshalb nicht zufällig von einer Kirche, die als pilgerndes Volk unterwegs ist. Vielleicht lässt sich Religion eher als eine Form von Kunst beschreiben, die Fragen sichtbar macht, manchmal Antworten vorschlägt, aber sich nie als absolut setzt und – man höre und staune – sogar Selbstironie und Humor besitzt. Religion als Kunst ist Bescheidenheit, Subjektivität und Zeitlichkeit, also stets dem Wandel unterworfen, aber – katholische zumal – auch

Ästhetik, Schönheit und – ja auch – erotische Sinnlichkeit.

Männerarbeiter

Katholische Männerarbeit lebt wesentlich von der Glaubwürdigkeit der handelnden Personen. Der Leiter einer Gruppe beispielsweise, der den Anführer lediglich spielt und nicht authentische Autorität verkörpert, wird von auch testosterongesteuerten Männern mit Potential für Rivalität und Aggression (im Wortsinn: vorangehen) nicht bestehen. Vorangehen und führen kann aber nur der, der sich selbst seiner eigenen Schwächen und Grenzen bewusst ist und zu ihnen steht. Nur damit wird das, was er der Gruppe zu geben hat, zu etwas Relevantem und Weiterbringendem. Männerarbeiter der Kirche leben das.

Nähe

Eine solche Haltung und die daraus entstehende Nähe zu anderen Männern ist ein Ort von Theologie, und ein spiritualitätsproduzierender Ort. Keine strategische Entscheidung zur Neuorganisation der Pastoral, kein noch so gut gemeinter Masterplan zur (Neu-)Evangelisierung kann die Nähe ersetzen, die durch Dialog (das heißt manchmal auch Streit) und Solidarität erzeugt wird. Durch eine solche Nähe entsteht Wärme, die oftmals in kirchlichen Zusammenhängen so sehr vermisst wird. Die geschlechtshomogene Gruppe von Männern kann „Feldforschung“ für eine vertiefte Pastoral der Nähe sein, die den Menschen am Ort ihres Lebens begegnet.

3. Anforderungen für eine zeitgemäße (Männer)Pastoral

Die *Bundeskonferenz der Männerseelsorger* und die Laienorganisation der *Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands* haben deshalb auf ihrer

Bundestagung im Februar 2020 folgende Forderungen verabschiedet:

1. In jedem (Erz-)Bistum sollen *Beauftragte für Männerpastoral* Angebote für Männer im Bistum organisieren und vernetzen. Ihre vordringliche Aufgabe sollte es sein, ein Netzwerk von engagierten ehrenamtlichen Männern zu organisieren, in dem für die verschiedenen biographischen Phasen Angebote entwickelt werden.
2. In jedem Ordinariat der (Erz-)Bistümer soll es neben einer Frauen- einen *Männerbeauftragten* geben, der die Belange von Männern (z.B. Männergesundheit) und Vätern (z.B. Vereinbarkeit von Väterlichkeit und Beruf) vertritt. Beide sollten eng miteinander kooperieren, um gemeinsame Interessen zu identifizieren und somit daran mitwirken, dass die Kirche ein attraktiver Arbeitgeber wird bzw. bleibt.
3. Die *Ehrenamtsförderinnen und -förderer*, die es in fast in jedem (Erz-)Bistum gibt, sollten den geschlechtssensiblen Blick auf den Menschen richten und insbesondere dafür sorgen, dass es speziell für Männer konzipierte, von *ehrenamtlichen Männern geleitete Männeraktivitäten* in den „pastoralen Räumen“ gibt.
4. Bereits existierende Angebote der Männerberatung sollten ausgebaut und mit der Männerseelsorge der Diözesen vernetzt werden. So entstehen sinnvolle Synergieeffekte zwischen psychologischer Beratung und spiritueller Begleitung.

Anmerkungen:

- 1 Der Beitrag beruht auf dem Münsteraner Appell, der am 17. Februar 2020 auf der Bundeskonferenz der Männerseelsorger und am 20. Februar 2020 auf der Mitgliederversammlung der Gemeinschaft der katholischen Männer Deutschlands in Münster verabschiedet worden ist.

Literaturdienst

Stefan Jürgens: Ausgeheuchelt! So geht es aufwärts mit der Kirche. Freiburg 2019, ISBN 978-3451390548), 192 S. 20,00 Euro, ebook 15,99 Euro.

Stefan Jürgens, ehem. Pfarrer in Stadtlohn, dann in Münster und zukünftig in Ahaus, legt hier eine gesammelte Kritik an der Amtskirche vor, die an Insiderwissen, Detailfreude und Schonungslosigkeit kaum noch zu übertreffen ist. Entsprechend wird das Buch – das kann man prognostizieren – die Gemüter polarisieren. Die Kirchenkritiker sehen sich bestätigt, ja lernen noch eine ganze Menge dazu, die konservativen Bewahrer werden den Verf. zu den Nestbeschmutzern zählen, derer wir ja ohnehin reichlich haben. Die Amtskirche schweigt und sitzt das Thema aus, aber es ist fraglich, ob das angesichts gegenwärtiger Dramatik noch möglich ist.

J. widmet sein Buch den *Teilnehmenden* am Synodalen Weg. Schon aus diesem sprachlichen Detail gehen zwei wichtige Impulse aus: Die Aufwertung, ja Gleichwertung der Frau in der Kirche ist ihm das eine, die vertikale Machtstruktur der Kirche ist ihm das zweite Anliegen. Beide Anliegen buchstabiert er in seinem Buch bis zur Erschöpfung durch, wodurch sich erhebliche Redundanzen zeigen. J. weiß darum und sieht darin ein Mittel der Dringlichkeit.

J. hat sein Buch folgerichtig strukturiert von einer kurzen Darstellung seines priesterlichen Werdeganges bis hin zu einer exegetisch sauberen Auslegung des Glaubensbekenntnisses der Kirche, um zu dokumentieren, dass er mit allen Kräften für die Kirche Jesu Christi argumentiert, er genau deswegen aber das strukturelle und systemische Defizit der Amtskirche bloßstellen muss. Nur: seine Kritiker werden das Buch nicht bis zum Ende lesen und deshalb nicht bis zu diesem wuchtigen Glaubensbekenntnis vordringen. Vielleicht hätte J. dieses letzte Kapitel dem Buch voranstellen sollen, denn hier ist wirklich das Letzte das Erste!

J. beginnt mit dem Kap.: „Wie ich Christ und warum ich Priester geworden bin“, in dem er bereits aufschlussreiche Details aus Konvikt und Priesterseminar publik macht, wie sie bisher nur aus gewissen Leaks bekannt waren. Über Doppelmoral und Homosexualität in solchen Häusern weiß man schon länger. Warum hat der junge Alumne J. damals nicht die Reißleine gezogen hat, wird aus seinem Buch allenthalben deutlich: Er wollte Priester der Kirche Jesu Christi werden und ist es geworden. Die amtskirchliche Realität hat ihn eingeholt, was seinen damaligen Entschluss nur noch weiter bestärkt

und ihn aus seiner priesterlichen Grundüberzeugung heraus auffordert, mutig und entschlossen gegen den Stachel zu lücken.

Das 2. Kap. überstreicht die Zeit von der Kaplanszeit über die Zeit als Pfarrer auf dem Land und in der Stadt Münster. Diese beiden kurzen eher biographischen Abschnitte bilden den Vorspann zu den folgenden mehr thematisch orientierten Kapiteln (z.B. „Christsein in säkularer Gesellschaft“, „Theologieferne von Pastoral und Kirche“; Gemeindefusionen: So bleibt die Kirche im Dorf“). J. lässt kein Thema unbehandelt vom Kindergarten bis zu konservativ blockierten Gemeinderäten, vom Zölibat bis zur Frauenweihe, von Laienideal bis zum Klerikalismus, vom synodalen Prozess bis hin zur hierarchisch strukturierten Amtskirche mit ihrer Macht- und lähmenden Angstkaskade. Wie wuchtige Hammerschläge folgen die Themen ohne Unterbrechung aufeinander und Leserin und Leser möchten am liebsten weglaufen, aber die aufgezeigten Missstände sind so offensichtlich.

Vielleicht ist Leserin und Leser nicht immer damit einverstanden, wie J. als Priester sich selbst darstellt, aber Selbstbewusstsein und Glaubenskraft sind nötig, um nicht an der Amtskirche zu verzweifeln und dabei die Kirche zu verlieren. Genau darum geht es J.: dranbleiben, dabeibleiben, in der Kirche Jesu Christi bleiben, denn diese gehört – allen Missständen zum Trotz – dem Herrn. Um das aber im freien Entschluss und mit tiefer gläubiger Überzeugung tun zu können, kann und darf man die Missstände nicht übersehen wollen, sondern man muss sie thematisieren. Die Kirche Jesu Christi ist das wert! Das ist das Anliegen von J., der jedem Abschnitt positive und kirchenaufbauende Leitsätze anfügt. Deshalb habe ich das Buch gerne gelesen und empfehle es mit allem Nachdruck zur Lektüre – bes. den amtskirchlichen Kreisen –, damit wir alle in unserer Mündigkeit als Glieder der Kirche gestärkt werden. Und das ist dringend geboten!

Heinz-Josef Fabry, Bonn

Jörg Ernesti: Leo XIII. Papst und Staatsmann. Freiburg 2. Auflage 2019, 480 Seiten, ISBN 978-3-451-38460-8.

Christen und Menschen des 21. Jahrhunderts kennen vielleicht noch den emeritierten Papst Benedikt XVI., wissen aber wohl kaum etwas von Papst Leo XIII. (1878-1903), auch wenn er 25 Jahre sein Amt als „Idealpapst“ in der Christentumsgeschichte ausgeübt hat. Von daher ist es nicht nur anspruchs- und verdienstvoll, über diesen Papst eine 480-seitige Biographie mit Personen-Register zu erarbeiten. Dies unterstreicht der Münchener Erzbischof Kardinal Marx, der in seinem Geleitwort den

Autor als „bedeutenden und erzählenden Historiker vorstellt, der uns Leser fesselt und neues Licht auf die geschichtlichen Ereignisse ermöglicht“ (S. 11).

Wer dennoch nicht genug Zeit für das Studium der 350-Textseiten hat, kann sich schnell orientieren, zunächst an der Zeittafel der Lebensdaten (S. 451-453) oder an den 95 Bildern vom Geburtsort Carpineto (70 km südöstlich von Rom) bis zur Aufbahrung des Papstes in St. Peter (S. 361-402).

Wer dadurch Interesse an der Lektüre des Textes über Papst Leo XIII. bekommen hat, findet eine klare und fundierte Darstellung in drei gut gegliederten Teilen und insgesamt 21 Kapiteln.

Der Einführungsteil (S. 25-82) der Biographie von der „Kindheit bis zur Papstwahl“ stellt auf rund 50 Seiten seinen Weg bis zum „Päpstlichen Kammerherrn“ ausführlich dar. Im Jahre 1810 wurde Gioacchino Pecci in einer Adelsfamilie in Carpineto im (1870 untergegangenen) Kirchenstaat geboren und mit dem Bischof von Anagni als Taufpaten investierte seine Familie in seine Ausbildung bei den Jesuiten. Nach dem Tod seiner Eltern übertrug Gioacchino Pecci die Verantwortung über die Güter seinen Brüdern und entschied sich für eine Verwaltungslaufbahn an der Kurie, wo er im Jahre 1837 zum Priester geweiht wurde. Als „Apostolischer Delegat in Benevent“ begann er seine kuriale Laufbahn, wurde 1842 zum Apostolischen Nuntius in Belgien ernannt, wo er „glücklos agierte“ (S. 55), und wurde 1846 zum Bischof von Perugia ernannt und 1853 auch zum Kardinal erhoben. Dabei stellte sich für ihn „der Glaube nicht als etwas Ererbtes und Selbstverständliches dar, sondern als etwas, das von außen her hinterfragt wird und in bewusster Reflexion angenommen werden muss“ (S. 65). „Am 7. Dezember 1873 schließlich weihte er vor dem ausgestellten Ring Mariens die Stadt und das Bistum Perugia der unbefleckt empfangenen Gottesmutter“ (S. 67). Nach diesen „langen Jahren als Bischof“ wurden er dann 1877 von Papst Pius IX. (†1878) mit der Ernennung zum „Camerlengo“ (Kardinalkämmerer der Kurie) ausgezeichnet, der dann auch für die Durchführung des Konklaves verantwortlich war.

„Der Pontifikat“ (S. 85-360) begann im Jahre 1878 damit, dass Cardinal Pecci im Konklave vom ersten Wahlgang an schon eine relative Mehrheit der Stimmen gehabt hatte. In der Namenswahl Leo XIII. bezog er sich auf den miterlebten Papst Leo XII. (1823-1829) und Papst Leo den Großen (440-461).

Die Breite der Aufgaben und die Themen des Pontifikates von Papst Leo XII. sind dann in zehn Kapiteln von der „internationalen Politik“ über die „jungen Kirchen“ und die „innerkirchlichen Reformen“ mit der „Neuscholastik“ bis zur „Kunst“ von Professor Ernesti anschaulich, ausführlich und sachlich dargestellt worden. Damit „profiliertere“ Papst Leo XIII. „den Heiligen Stuhl als neutralen

Vermittler zwischen den Staaten und als globale moralische Instanz“. Durch die Enzyklika „Rerum Novarum“ (1891) als „Mutter aller Sozialenzykliken“ begründete er die „Katholische Soziallehre“, ging als „Arbeiterpapst“ in die Papstgeschichte ein. Ebenso war „der Pontifikat des Pecci-Papstes so bildungsfreundlich wie kaum ein anderer Pontifikat der Neuzeit“ (S. 267). Und „wie kein anderer Papst vor ihm nahm Leo XIII. die Laien in den Blick“ (S. 283) und förderte als „Mitglied des Dritten Ordens der Karmeliten“ die Ordensgemeinschaften. Auch mit fortschreitendem Lebensalter blieb Papst Leo XIII. „Freund der Wissenschaft und Technik“, wozu u. a. die Öffnung des „Vatikanischen Geheimarchivs“ (1881) und seine ersten Filmaufnahmen (1896) gehörten.

Im Schlussteil des „Epilogs“ stellt Professor Ernesti diesen „Papst an der Schwelle zur Moderne“ systematisch unter neun Gesichtspunkten von der „Staatslehre“ über die „Bedeutung der Laien“ bis zur „Spiritualität“ dar.

Die „Nachwirkungen“ (S. 359f.) dieses Pontifikates von Papst Leo XIII. lassen sich mit dem Autor und Papst Benedikt XVI. auf die Nenner bringen, sowohl „einer starken Verankerung in der Tradition und zugleich einer Öffnung für die Moderne“ als auch „für eine Kirche, die fähig war, ohne Vorbehalte die großen Fragen der zeitgenössischen Welt anzugehen“.

Reimund Haas

Hans Waldenfels: Wann, wenn nicht jetzt? Papst Franziskus in der Krise der Zeit. Kevelaer 2019, 223 S., ISBN 978-3836700658.

In seinem 9. Lebensjahrzehnt ist Hans Waldenfels, der emeritierte Professor für Fundamentaltheologie und Religionsphilosophie, kämpferischer denn je.

Er schreibt ein leidenschaftliches Plädoyer für längst überfällige Reformen in der Kirche für die Welt, ganz aus dem weiter gedachten Geist des II. Vatikanischen Konzils, bestärkt durch die Kernlinie des jetzigen Papstes Franziskus – und es ist spürbar, wie sehr er die Kirche in ihrem Lebensquell liebt: Jesus, den Christus.

Seine Analyse der Kirchenkrise Europas ist herb und ohne falsche Schonung.

Seine Reformansätze allesamt biblisch fundiert und in mystischen Traditionen der Traditionstradierung der Kirche verwurzelt.

Jesus – ist die Krisis der gegenwärtigen Kirche; etwa: wie lebt Jesus mit Frauen?, wie werden Frauen gegenwärtig vom Amt (besonders in und aus den Bischofskonferenzen) in der Kirche behandelt?, zweitrangig, ausgrenzend – Gräben.

Wie handelt Jesus vom Bedürfnis, vom Leiden, vom Sehnen der ihm begegnenden Menschen her? – wie be-

lasten überkommene Ordnungen der bestehenden verfassten Kirche den suchenden, sehnenden Menschen in lebenshindernden Statuten und Formen?

Weckrufe (S. 23-28).

Es ist längst Zeit, und Papst Franziskus gibt zumindest Anlass zur Hoffnung, dass der Geist des II. Vatikanischen Konzils endlich weit und wirkend ins Leben der Menschen unserer Zeit geführt wird.

Wirklicher Aufbruch und vitale Quellentreue zum Evangelium – das ist die gespannte Einheit, die Waldenfelds in neun Angängen ausführt.

Er fordert (S. 19 f.) etwa:

Eine neue Sprache der Gottrede, biblisch im zündenden Bild und so, dass sie in den philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Zeit bestehen kann, mehr noch, diese unermesslich lichtvoll zu deuten hilft.

Eine radikale Öffnung von Leitung und Gestaltung aller kirchlichen Lebens- und Leitungsformen durch Frauen und Männer in allen sexuellen Orientierungen und im Ganzen gleichberechtigt.

Die Kostbarkeit der Feier der Eucharistie wirklich je und nahe leben als Erzählgemeinschaft des geteilten Lebens, das Liebesfest Jesu, als Quelle und Höhepunkt des Festes der Menschen für Menschen (in Brot und Wein und Fußwaschung einander) – in der Verantwortung aller getauften Menschen, in Gestaltung und Leitung synodal verantwortet.

Strukturell braucht es dazu eine Kirche der diskreten liebenden Nähe – und nicht eine Pastoral, die vom zölibatären Priestermangel her, kaschiert, definiert wird.

Es braucht erfahrungsnahe kleine Vorort-Gemeinschaften, in denen dieses realisiert werden kann, keine unüberschaubaren erfahrungsleeren Sendungsräume, in denen Mangel, mit Pastoral Konzepten garniert, verwaltet wird.

Und das alles in fluiden Formen, die von dem her leben, was Menschen vor Ort wirklich brauchen und in der Tiefe suchen und ersehnen: *Wort und Wirkformen des Lebens in Fülle, in denen der Tod des Todes erahnbar wird.*

„Jesus ist nicht um der Kirche willen Mensch geworden, sondern um 'unseres, der Menschheit Heil willen'“ (S. 205).

Markus Roentgen

Hubertus Halbfas: Die Zukunft unserer Kirchengebäude. Problemlage und Lösungswege. Ostfildern 2019, 248 S., 22,-- Euro, ISBN 978-3843611121.

Hubertus Halbfas war einer der ersten Professoren der katholischen Religionspädagogik, der sich seit den achtziger Jahren systematisch mit dem „Lernen als räumliche Erfahrung“ in der Schule beschäftigte und in den Leh-

rerhandbüchern seines Unterrichtswerks „Religionsbuch“ konsequent die historischen Kirchenbautypen symboldidaktisch einbrachte. Bei Studenten und jungen Lehrern stieß er damit auf großes Interesse. Ebenso engagiert wendet sich der betagte Halbfas nun in einer Zeit des Rückgangs kirchlicher Tradition wieder den Kirchengebäuden zu. Grund: Er sieht sie „einem immobilen Glauben“ und einer „geistigen Starre“ in der Kirche zum Opfer fallen. Für die Zukunft brauche es mehr als die gängigen „Ansätze zur Nutzung und Umnutzung der Kirchengebäude“; nötig sei eine „Erneuerung des christlichen Selbstverständnisses“ (Vorwort). Sein breites Grund-Material zum Verständnis der Kirchenbauten versucht Halbfas durch das klassische Dreierschema Vergangenheit, Gegenwart und – entsprechend der Titelerwartung – Zukunft der Kirchengebäude zu bändigen. Das erste Kapitel ist einer „Geschichte des Kirchenbaus“ gewidmet. Im zweiten Kapitel geht er auf die Bedrohung und die alternativen Nutzungsperspektiven ein. In der Zukunft (Kap. III) sollen die für Gottesdienste überflüssig gewordenen Kirchen nunmehr zu „Kirchen für alle“ werden. Das Anfangskapitel stellt weithin eine Wiederholung der inzwischen zahlreich erschienenen Beschreibungen der Kirchenbauepochen dar, wobei z.B. Barock (51-53) und Historismus (53-55) leichtfertig abgewertet werden. Für die Gegenwart macht der Autor den dankenswerten Versuch, anhand der Geschichte z.B. von City-Kirchen und funktionslosen Innenstadtkirchen (101-107) Lösungsideen für die gegenwärtige Notlage zu gewinnen und das Interesse aller gesellschaftlichen Gruppen zu gewinnen. Allerdings geschieht das Ganze in einer schon für die Halbfas-Veröffentlichungen der letzten Jahre typischen Weise. Über Seiten hinweg herrscht ein affirmativer Stil vor, der sich zu selten auf die gegenwärtige Fach-Literatur einlässt und allzu oft nur Bestätigungs-Zitate herbeibringt. Statistiken (71ff) ersetzen ja nicht die Teilnahme am gesellschaftlichen Diskurs über die Risiken und Chancen von Religion und Christentum in der zukünftigen Gesellschaft und die Schlussfolgerungen für die öffentliche Präsenz der Kirchen in ihren Sakralgebäuden. Sind es denn allein die innerkirchlichen Strukturdefizite, die „Glaubensverlust“, Liturgiemüdigkeit und Kirchaustritte und damit das Problem der „überflüssigen Kirchen“ verursachen?

Gut, dass sich Halbfas besonders der Kirchen im ländlichen Raum annimmt, die in Gefahr sind, den finanziellen und personalen Notwendigkeiten zum Opfer zu fallen. Wie die kirchlichen Fachleute aus dem Rheinland (Andreas Odenthal, Albert Gerhards und Martin Struck) will er diese identitätsstiftenden Orte mittelfristig keiner anderen Nutzung überlassen, sondern sie weiterhin offenhalten in der Hoffnung, dass sich dieser „himmlische Luxus“ auf Dauer für die betroffenen Gemeinden seelsorglich auszahlt (S. 219- 222).

Andreas Müller

synodal

schau wer reicht uns

ysop und zuversicht -

nur gemeinsam und

offen ist die liebe da -

der geist gottes weht

allüberall und ist das

licht in unserer einheit

Michael Lehmler

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dr. Thomas Föbel, Universität Bonn, Kath.-Theol. Fakultät, Regina-Pacis-Weg 1, 53111 Bonn | GR Clemens Rieger, Birken 21, 51491 Overath | Wiebke Gilges, Yorkstraße 8, 42351 Düren | Jens Ehebrecht-Zumsande, Erzbistum Hamburg – Generalvikariat, Am Mariendom 4, 20099 Hamburg | Prof. Dr. Erich Garhammer, Mettebergasse 2, 93047 Regensburg | Dr. Andreas Heek, Kirchliche Arbeitsstelle Männerseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz, Carl-Mosterts-Platz 1, 40477 Düsseldorf

Beirat: Harald Hüller, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E